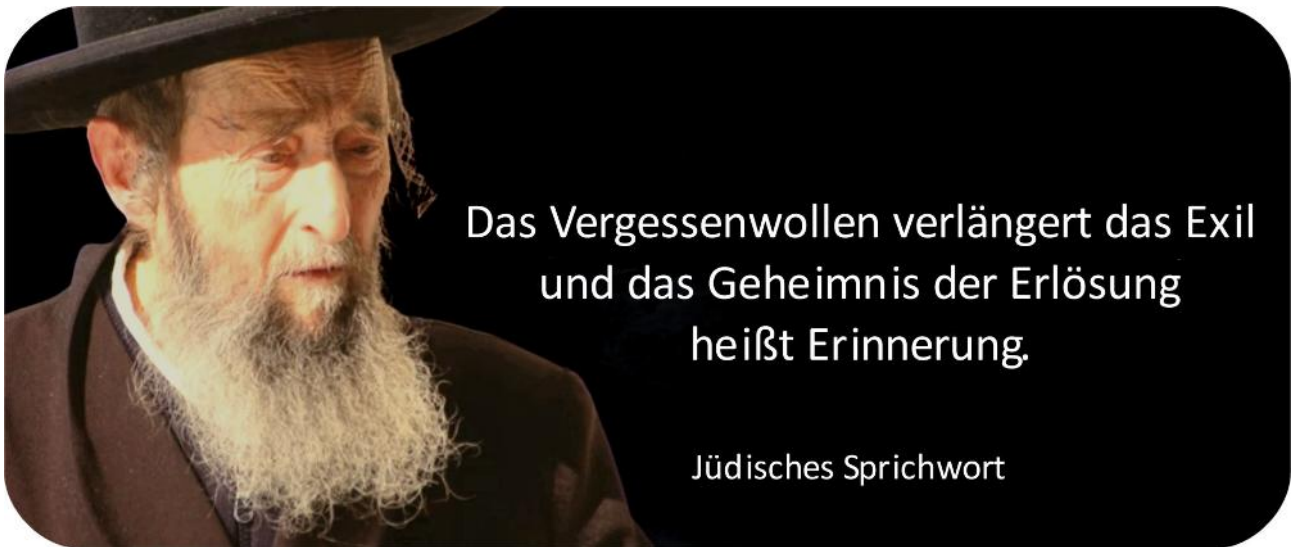


AUF DEN SPUREN DER JUDEN IN BERCHING

zugleich

ein Beitrag zur Entstehungsgeschichte
unseres Reitermetzgerhauses
in der St.-Lorenz-Str. 9
in 92334 Berching



Das Vergessenwollen verlängert das Exil
und das Geheimnis der Erlösung
heißt Erinnerung.

Jüdisches Sprichwort

Die Juden-Pogrome des 13. und 14. Jahrhunderts

Spätestens seit Gernhardts „*Beiträgen zur Geschichte der Stadt Berching*“ von 1926¹ weiß man, dass am Sonntag, den 27. Juli 1298, in Berching 36 Einwohner mosaischen Glaubens, Männer, Frauen und Kinder, Junge und Alte, den grausamen Feuertod starben, zu dem sie die wütenden Schergen der Rintfleisch-Horden² wegen angeblichen Hostienfrevels verurteilt hatten. Dem Nürnberger Memorbuch³ entnehmen wir die Namen der Opfer:

Berching הרדני בירבינגן אוי לירח אב נה לפרט:
ר' יהושע הלוי הוקן ואשתו מרת רבלין וג' בניו צפורה ומנא והנער
מנחם הלוי. מרת שרה בת החבר ר' אליעזר הלוי ובנה אליעזר הלוי.
החבר ר' אליעזר בר יחואל ובתו³ מנא. ר' פריגורס ואשתו מרת מרים.
ואחיו ר' שמואל ואחיו ר' מנחם ואחיו ר' יעקב. ר' שבתי הוקן ואחיו ר'
קלונימוס ובנו ואחותו מרת ריבלין. וכן אחיו ר' אשר. ר' מנחם בר שמואל
החבר ר' שמואל בר יצחק ובתו אדלחייט ואמו מרת אדלחייט³ הוקיטה
ונערה. ר' יצחק ואשתו מרת צרויה. ר' חייא בר אכשלרד ואשתו מרת חנה
ואחיו ר' יעקב בחיי אבותם³. ר' יוסף בר יצחק. ר' משה מאיר³ ואשתו
מרת גוטלין וג' בניו:
[Sonntag] 17.³) Ab 5058 [27. Juli 1298]

Der alte R. Josua halevi, seine Frau Rechlin und seine drei Kinder: Zippora, Minna und der Knabe Menachem halevi; Frau Sara, Tochter des gelehrten R. Elieser halevi, und ihr Sohn Elieser halevi; der gelehrte R. Elieser, Sohn R. Jechiels und seine Tochter Minna; R. Prigoros und seine Frau Mirjam, sein Bruder R. Samuel, sein Bruder R. Menachem und sein Bruder R. Jakob; der alte R. Sabbatai, sein Bruder R. | Kalonymos, sein Sohn und seine Schwester Frau Riblin; sein Bruderssohn R. Ascher; R. Menachem, Sohn R. Samuels; der gelehrte R. Samuel, Sohn R. Isaks, und seine Tochter Adelheit, sowie seine Mutter, die alte Frau Adelheit, und ein kleines Mädchen; R. Isak und seine Frau Zeruja; R. Chija, Sohn R. Achselrads, seine Frau Hanna und sein Bruder R. Jakob, [welche] während ihr Vater am Leben blieb [getötet wurden]¹); R. Joseph, Sohn R. Isaks; R. Mose [Sohn des R.?]; Meir, seine Frau Gutlin und seine drei Kinder.

³) Hds. ״א״ „Wehe“, bibl. Interjection zur Bezeichnung des Datums, Zahlenwert 17; s. S. 170, N. 1.
Hds. בירבינגן, 1299 Berchingen (Oesterley l. c. s. v.), bayer. Bez. Beilngries.

Nürnberger Memorbuch Isaaks von Meiningen, von 1299, Auszug, Umbruch geändert.

- 1 Vgl. Ludwig Gernhardt: Beiträge zur Geschichte der Stadt Berching, Neumarkt 1926, S. 71-74. Auch wenn sich Gernhardt die antisemitische Haltung seiner Zeit zu eigen macht, so berichtet er doch bezüglich des Pogroms einigermaßen korrekt.
- 2 Die sogenannte Rintfleisch-Verfolgung fand zur Zeit eines Machtvakuumms statt (Thronstreit Adolfs von Nassau und Albrechts von Österreich) - mit Schwerpunkt in Franken. Sie erfasste 146 Ortschaften, auch in der Oberpfalz, und forderte ca. 5000 Opfer. Vgl: https://www.historisches-lexikon-bayerns.de/Lexikon/Rintfleisch-Verfolgung,_1298. Auch Andreas Angerstorfer: Die Rintfleischscharen wüten in der Oberpfalz, in: Oberpfälzer Heimat, Bd. 44, Weiden 2000, S. 11-23.
- 3 Vgl. Siegmund Salfeld: Das Martyrologium des Nürnberger Memorbuches, in: Quellen zur Geschichte der Juden in Deutschland, Bd. 3, Berlin 1898, S. 38, 39, 183 und 184.

Im nahen Neumarkt wurden zur selben Zeit mindestens 66 Juden ermordet. Eine Abbildung aus Schedels Weltchronik von 1493 führt uns die Grausamkeit des damaligen Handelns vor Augen:



Vernichtung der Deggendorfer Juden. Aus der Schedel'schen Weltchronik von 1493, Bayerische Staatsbibliothek, Rar 287, fol. 230v.

Das Einzige, was die damaligen Bewohner Berchings gegen dieses unerhörte Verbrechen an ihren jüdischen Mitbürgern unternahmen, bestand darin, aus dem nahen Benediktinerkloster Plankstetten einen Mönch namens Anselm herbeizuholen, der die todgeweihten Juden zur christlichen Taufe aufforderte, um sie zu retten. Dies geschah jedoch „mit so geringem Erfolge, dass sie ihm das Taufwasser aus der Hand schlugen und sein Crucifix anspien ...“⁴

An dieser Stelle soll nicht unerwähnt bleiben, dass der bei diesem Pogrom unterstellte Hostienfrevler – gemeint ist das Durchstechen einer geweihten Hostie durch boshafte Juden, worauf diese unter christlichen Zeugen zu bluten anfängt – eine gewisse Mitwirkung der Ortsgeistlichkeit erforderte, denn diese war Hüter der Hostien und nur diese konnte eine solche Hostie als geweiht oder entweiht identifizieren.

Unter den Berchinger Märtyrern sollen auch einige Juden aus dem nahen Töging gewesen sein, die sich zuvor nach Berching geflüchtet hatten.⁵

Demzufolge dürfte man seitens der Juden das Unglück bereits vorausgeahnt haben, was einige zur rechtzeitigen Flucht bewogen haben mag. Deshalb werden die 1298 getöteten 36 Juden nicht die gesamte Judengemeinde Berchings zu dieem Zeitpunkt dargestellt haben.



Hostienschändung in Sternberg, Lübecker Stich von 1492.

4 Vgl. Joseph Georg Suttner (1827-1888), „nach einer jüngeren Chronik des Klosters Plankstetten“, in: Der Ritus der heiligen Taufe (Fortsetzung), in: Pastoralblatt des Bisthums Eichstätt, Samstag 5. Mai, Nr. 18, 1855, S. 81.

5 Vgl. Artikel „Töging“ in „Jüdisches Leben in Bayern“, Haus der bayerischen Geschichte in Regensburg: URL: https://hdbg.eu/juedisches_leben/gemeinde/toeging/1095. Und Suttner, a. a. O.

Dass es Überlebende gab, vielleicht auch solche, die die Zwangstaufe abgelegt hatten, wird durch die Angabe eines überlebenden Rabbi Achselrad im Memorbuch bestätigt.

Wir werden im Folgenden Argumente dafür beibringen, dass es damals, zum Ende des 13. Jahrhunderts, in einem bereits befestigten Berching eine größere Judengemeinde gab, wofür auch die Aufnahme flüchtender Juden aus Töging spricht. Dafür, dass ein Teil der Berchinger Judengemeinde das Pogrom von 1298 überlebte, spricht auch die Tatsache, dass ihre Nachfahren vom Pogrom von 1348/49 erneut betroffen waren, wofür infolge der Beulenpest vom Zaun gebrochen wurde.⁶ Um Feindseligkeiten zu schüren, ließ man nun den Vorwurf des Hostienfrevels fallen und unterstellte den Juden „*Brunnenvergiftung*“ und ähnliche, meist an den Haaren herbeigezogene Schandtaten.

So wenigstens berichtet das Nürnberger Memorbuch, das sich in diesem Punkt wohl kaum getäuscht hat, selbst wenn es die erneuten Opfer nicht mehr namentlich aufzählt: In der Liste „*Dieses sind die Verfolgungen, welche unserer Sünden wegen im Jahre 5109 [damit 1348/49] ausgebrochen sind.*“ ist neben dem nahen Greding und vielen anderen Orten explizit Berching als Schauplatz genannt.⁷

Nicht minder grausam als 1298 muss diese Verfolgung der Jahre 1348/49 gewesen sein, von den bayerischen Herzögen geduldet und von den „*Judenschlägern*“ des Königs „*Armleder*“ exekutiert. Sie betraf ausgerechnet diejenigen Städte, die zuvor unter Verleihung von Privilegien die sogenannten „*Schutzjuden*“ ange lockt hatten, damit sie Handel und Wirtschaft belebten.⁸ Am 19. November 1349 exkulierte der Eichstätter Bischof Albrecht in einem schriftlichen Akt „*den Auflauf und all die Handlung ... an den Juden von dem Pöbel zu Eichstätt, deren etliche erschlagen wurden, wobei auch einige Christen zu Schaden kamen, ... gegen den Willen der ehrbaren Bürger.*“ Der bischöflichen Scheinheiligkeit und Doppelmoral ist nichts hinzuzufügen.

Die Drangsal, der im 13. und 14. Jahrhundert viele Judengemeinden im Hochstift Eichstätt ausgesetzt waren, war erst zu Ende, als der Eichstätter Bischof Johann III. von Eich (1404-1464) kurz nach seinem Amtsantritt im Jahr 1445 die favorisierte „*Endlösung*“ vollzog.⁹ Danach waren alle zuvor im Hochstift Eichstätt



Der gelbe "Judenring" im "Thesaurus Picturarum" (um 1600). In Eichstätt wurde 1453 ein roter Fadenzirkel am Rock verlangt.

6 Die Pest, der „*schwarze Tod*“, vernichtete in diesen Jahren ca. ein Drittel der europäischen Bevölkerung. Ursache waren die schlechten hygienischen Verhältnisse in den meist überbevölkerten Städten (Übertragung von Yersinia pestis durch Kot, gärende Abfälle und Rattenflöhe), sicherlich nicht die „*Brunnenvergiftungen*“, welche ausgerechnet den aus religiösen Gründen besonders reinlichen Juden in die Schuhe geschoben wurden.

7 Vgl. Nürnberger Memorbuch, a. a. O., S. 250-251.

8 In Wirklichkeit ging es bei diesen Pogromen um die Aufhebung der Schulden des Adels, des hohen Klerus und der Bürgerschaft, die sie bei den „*Geld- oder Hofjuden*“ und jüdischen Pfandleihern angehäuft hatten und nicht mehr zurückzahlen wollten. Da man jedoch nach dem erneuten Massenmord an den Menschen mosaischen Glaubens weiterhin eine Kreditfinanzierung eigener Unternehmungen brauchte, ging nach den Greuelthaten das Werben um die „*Schutzjuden*“ und ihre Kredite sofort weiter. Der Vorwurf, die Juden hätten für Darlehen „*Wucherzinsen*“ genommen, relativiert sich vor dem Hintergrund, dass die Juden selbst erhebliche Schutzgelder, Kopfsteuern u. a. an die jeweiligen Machthaber zu zahlen hatten, für die sie eine Art von Gegenfinanzierung benötigten. Es ist aber schon ein Paradoxon, dass bei diesen Pogromen der Nachzug von Juden vielerorts rasch wieder einsetzte.

9 Vgl. Alfred Wendehorst: Das Bistum Eichstätt 1: Die Bischofsreihe bis 1535, Berlin New York 2006, S. 209.

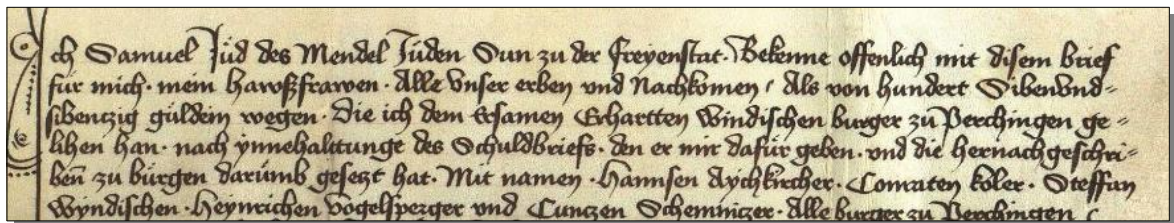
ansässigen Juden aus ihren Häusern vertrieben - und 1453 wurde selbst denjenigen, die das Hochstift besuchsweise betreten, das Tragen von Sichtzeichen angeordnet.¹⁰

Die Anordnung von 1445 setzte auch der seit mindestens 2 Jahrhunderten bestehenden Judengemeinde in Berching ein Ende. Leider ist diese Gemeinde zwischen 1298 und 1445 in der völligen Anonymität geblieben. Folgende Juden haben wir zum Ende der Judengemeinde in Berching ausfindig gemacht; um deren Mitgleider handelte es sich nicht:

- Am 27. November 1433 wurde in Berching ein Wolfstein'scher Erbschaftsstreit geschlichtet, bei dem u. a. als Richter ein „Gebhard der Judman“ fungierte. Dieser stammte allerdings nicht aus Berching, sondern gehörte zu einem Adelsgeschlecht, das auf seine Konversion von Judentum zum Christentum so stolz war, dass es die alte Konfession/Ethie in seinem Namen und auf seinem Wappen (in Form der hellen Judenhüte) trug. Gebhard der Judman war als Mitglied des Wittelsbachischen Militäradels Pfleger auf Burg Randeck und Hauptmann von Regensburg.
- Ein Jude namens „Samuel Mendel“, der am 13. November 1439, also 6 Jahre vor der Vertreibung, dem Berchinger Bürger Erhard Windisch die Rückzahlung eines Darlehens von 177 Gulden quittierte, stammte wohl nicht wie dieser aus Berching, sondern wie sein Vater aus Freystadt,¹¹ selbst wenn das Darlehen zuvor von ihm unter mehreren ortsansässigen Zeugen in Berching ausbezahlt worden war.¹²



Wiguläus Hund, Stammenbuch.



Jüdisches Darlehen für einen Berchinger Bürger, vor 1439, StAN, Heilig-Geist-Spital, Urkunden, Nr. 247.

- Der verstorbene Heimatforscher Alfons Lichtenegger zitiert aus dem Berchinger Gerichtsbuch 1463-1491, dass im Jahr 1464 „der Jude Henle den Preis für ein verkauftes Pferd mit 15 Schilling zu je 30 Pfennig“ einklagte. Es ist leider nicht gesagt, woher der Jude stammte.

Warum gehen wir im Fall von Berching von einer verfassten Judengemeinde des Hoch- und Spätmittelalters aus, welche viel umfangreicher war, als die Opferzahlen des Nürnberger Memorabuchs vermuten lassen?

Dies hat historische Gründe, die wir z. T. schon angeschnitten haben und in der Folge noch ergänzen, dies hat aber auch baugeschichtliche Gründe, auf die wir noch ausführlich eingehen.

Zunächst: Was versteht man unter „verfasster Judengemeinde“, d. h. Judengemeinde mit eigener Kommunalverfassung? Was war dafür die Mindestvoraussetzung?

Jede Judengemeinde, die das gesamte Mittelalter hindurch umfassend nur eigenen Gesetzen und Regeln, aber nicht den Vorschriften der Christengemeinden unterstand und nur des Schutzes und ggf. Urteils des jeweiligen Landesherrn bedurfte, benötigte für ihr Funktionieren folgende konstitutiven Elemente: ein gemeinsames Ritualbad (Mikwe) zur Einhaltung der Reinlichkeitsriten,¹³ einen gemeinsamen Betraum oder eine Synagoge zur Glaubensausübung, einen gelehrten Rabbiner, der die Torarollen und eine Abschrift des Tal-

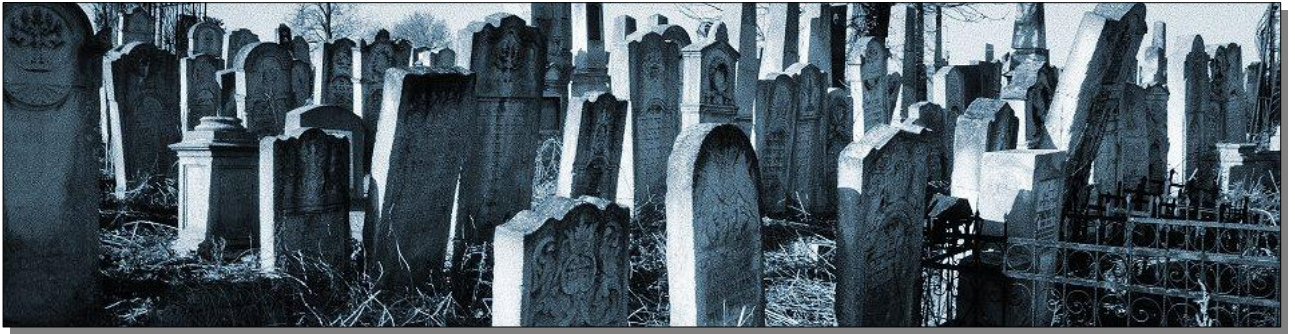
10 Vgl. Joseph Suttner in: Pastoralblatt des Bistums Eichstätt, Bd. 1, 1854, S. 139 und 152.

11 Freystadt war auch vom Rintfleisch-Pogrom des Jahres 1298 betroffen, das Memorabuch nennt jedoch keine Namen.

12 Vgl. StAN, Reichsstadt Nürnberg, Heilig-Geist-Spital, Urkunden, Nr. 247.

13 Die Notwendigkeit einer Mikwe stand sogar der Notwendigkeit einer Synagoge voran.

mud in Gewahrsam hielt, und einen gemeinsamen Siedlungs- und Handelsraum,¹⁴ der allerdings nicht von der christlichen Bewohnerschaft abgeschottet sein musste.¹⁵ Örtliche Friedhöfe waren ab einer gewissen Gemeindestärke sinnvoll, aber nicht obligat.



Ein Judenfriedhof, die Grabsteine alle in Reihe und nach Osten gewandt. Judengräber werden nie aufgelöst, da in ihnen die Verstorbenen auf das Kommen des Messias und das Jüngste Gericht warten.

Im Fall von Berching gehen manche von mittelalterlichen Beerdigungen im Töginger Judenfriedhof aus, den Johann Kaspar Bundschuh (1753-1814) 1802 als „*Judenbühel*“ am „*Attsberge*“ (heute Arzberg) beschrieb.¹⁶ Diese Hypothese ist falsch, denn dieser Friedhof, der heute komplett abgegangen ist,¹⁷ entstand erst im 16. Jahrhundert.¹⁸

Im Fall von Berching hätte sich eher der nahe Sulzbürger Judenfriedhof angeboten, da dieser eindeutig älteren Datums (ab ca. 1440) ist. Er lag allerdings in einem fremden Hoheitsgebiet. So gehen wir mit einiger Berechtigung davon aus, dass die Judengemeinde Berching vom 12. bis zur Mitte des 15. Jahrhunderts über ein eigenes Judenbegräbnis verfügte.

Wir werden versuchen, es zu lokalisieren.

14 Im Mittelalter durften Juden Handel betreiben und Geld verleihen, da sie das christliche Zinsverbot nicht betraf, dagegen hatten sie keinen Anteil an Grund und Boden, damit auch nicht an der Bewirtschaftung des Landes und auch nicht am Handwerk, da dieses bis auf wenige Ausnahmen in den christlich geprägten Zünften verfasst war.

15 Damit kein Missverständnis entsteht: Es handelte sich hierbei nicht um ein abgeschottetes „*Ghetto*“, welches erst die sogenannten „*Schutzjuden*“ seit dem 16. Jahrhundert betraf.

16 Vgl. Johann Kaspar Bundschuh: Geographisches, Statistisch-Topographisches Lexikon von Franken ..., Bd. 5, Ulm 1802, Sp. 561.

17 Vermutlich am Ortseingang, wo sich der alte Flurname „*Judenhügel*“ erhalten hat.

18 Die Herrschaft Tögging fiel erst 1584 durch Kauf an das Hochstift Eichstätt.

Die erste Judengemeinde in Berching

Der Hauptgrund für die Annahme, dass schon ab ca. 1170 in Berching eine bedeutsame Siedlung jüdischer Händler bestand, liegt darin, dass sich hier auf Initiative der Riedenburger Pabonen (Burggrafen von Regensburg) der Jerusalemer Templerorden mit einem eigenen Propstei¹⁹ niederließ, wie an anderen Orten Nordbayerns auch. Wie sich aus der spezifischen Topografie Berchings gut ableiten lässt, befand sich dieser Sitz der Templer auf der Westseite der Sulz, zwischen den westlichen Zugängen zur ehemaligen Karolinger-Pfalz und zur neuen Kirche St. Lorenz (an Stelle der karolingischen Kapelle) gelegen.

Unter den vielen Hinweisen für diese von der amtlichen Geschichtsschreibung ignorierte Geschichte Berchings, die wir in etlichen Facharbeiten zusammengetragen haben,²⁰ findet sich z. B. als wichtiges Indiz westlich der Sulz eine sehr frühe Marienkapelle. Notabene: Die Gottesmutter Maria war die Zentralheilige des Templerordens; in ihr und mit ihr nahmen alle Unternehmungen des Ritterordens ihren Anfang.²¹ Aus dieser Kapelle entstand nach dem Landshuter Erbfolgekrieg 1504 in mehreren Ausbauphasen die heutige Stadtpfarrkirche „Mariä Himmelfahrt“.

Rechts am Stadttor ist ein großes Gebäude (Kraus'sche Metzgerei), welches nach alten Aufzeichnungen eine **Tempelordenspropstei** war, zu welcher auch das anstoßende Gebäude, welches mit diesem durch einen begehbaren Schwibbogen verbunden ist, gehörte.

Ausschnitt aus der Festschrift der 1000-Jahr-Feier in Berching, vom 4. bis zum 13. September 1926. Die alten Berchinger haben demnach von dieser Zugehörigkeit zum Templerorden noch gewusst. Wir konnten das unabhängig davon durch eigene Recherchen umfänglich bestätigen.

Der hauptsächlich nach Palästina zum Schutz der Heiligen Stätten abgeordnete, in Europa supranational organisierte und nur dem Papst in Rom unterstellte Templerorden arbeitete nach den Kreuzzügen 1 bis 3 (1095-99, 1147-49, 1189-92) im Gegensatz zum Episkopat und der Staatsmacht bestens und in Harmonie mit den Juden zusammen, nicht nur in Jerusalem selbst, sondern auch an vielen Orten Europas. Manche Forscher unterstellen wegen vieler gemeinsamer Interessen sogar, dass schon in ältester Zeit Juden unter Wechsel der Konfession in den Orden der Tempelritter eintraten.²² Selbst für die Neo-Templer von heute ist in Israel eine gute Anlaufstelle.²³

19 Mit dem Begriff „Propstei“ belegte schon erste Historiker, der über die Templer in Berching berichtete, die Niederlassung in Berching. Vgl. „Johann Nepomuk“ alias Felix Adam von Löwenthal: Geschichte des Schultheißenamts und der Stadt Neumarkt ..., München 1805, S. 103. Diese Propstei lag vermutlich an der Stelle, wo sich zuletzt die Metzgerei Kraus befand, neben dem Mittleren Tor. Jedenfalls unterbricht nur dieses Haus und kein anderes komplett die Stadtmauer Berchings, sodass für diesen Komplex ein älteres Entstehungsdatum anzunehmen ist als für die in zwei Bauphasen errichtete Stadtmauer selbst.

20 Es ist unmöglich, an dieser Stelle auf alle Einzelheiten einzugehen. Wer zu diesem Thema mehr wissen will, lese zuerst das Kapitel „Die Lage der Templerpropstei Berching“ in unserer großen Übersichtsarbeit von 2014/16: Das Kloster Grab und der Kreuzstein am Schlüpfelberg - Über die Allianz zwischen dem Templerorden und den Pabonen im Herzogtum Bayern um 1170, S. 81-102. Zusätzlich empfiehlt sich die Lektüre folgender Facharbeiten zum Thema: 1. Burggraf Heinrich III. von Regensburg und sein Erbe: Die romanischen Schutzkirchen von Altbayern (große Übersichtsarbeit Berching 2012, mit der Biografie des Burggrafen), 2. Neues zur Biographie des letzten süddeutschen Welfen: Das Exil Herzog Welfs VI. zwischen 1167 und 1171 (Facharbeit Berching 2015), 3. Burggraf Heinrich III. von Regensburg, Graf von Riedenburg und das Schicksal der Pabonen im 12. Jahrhundert (Vortragsfolien 2018), 4. Templer-Spuren in der nördlichen Oberpfalz - Ein Stück vergessene bayerische Geschichte (Facharbeit Berching 2019/24), und 5. weitere Artikel und Arbeiten unter der Rubrik „Pabonen, Welfen und Templer“, URL: <https://www.robl.de/#pabonen>.

21 In der Zeit der Kreuzzüge wählte man als Kirchenpatrone gern Heilige, deren Heiligtümer an der Aufmarschroute ins Heilige Land lagen, wie z. B. St. Georg, St. Ägidius oder St. Nikolaus. Das Marien-Patrozinium war zu dieser Zeit fast ausschließlich den Templern vorbehalten.

22 Vgl. die vielen interessanten Aspekte im Artikel „Die Templer und das Judentum“, URL: http://de.pluspedia.org/wiki/Die_Templer_und_das_Judentum.

Nicht anders wird es in Berching gewesen sein. So ist es möglich, sogar sehr wahrscheinlich, dass noch vor der Gründung der Bischofsstadt Berching (ab 1305) und vor der Errichtung eines ersten Befestigungsringes um die Stadt (vor 1350) die Zahl der jüdischen Kolonisten an diesem künftigen Handelsschwerpunkt mit seinen Durchgangsstraßen in Ost-West- und Nord-Süd-Richtung die Zahl der christlichen Siedler übertraf.



Angenommene Situation Berchings um 1170: Der ehemalige karolingische Königshof ist in seiner Funktion erloschen. Es besteht stattdessen eine bäuerliche Streusiedlung am Ostufer der Sulz, das sogenannte „Dorf“ Berching. Die Niederlassung des Templerordens und seine Marienkapelle befinden sich auf der westlichen Uferbank der Sulz. Mit zunehmendem Zuzug von Juden und Nichtjuden wird dieses Areal, als der Ort nach Vergabe des Hirschberger Erbes 1305 an das Hochstift Eichstätt fällt, unter Aushebung eines zirkulären Doppelgrabens aufgeschant und faschiert, damit trocken gelegt und zum Terrain der künftigen Bischofsstadt Berching geformt worden sein.

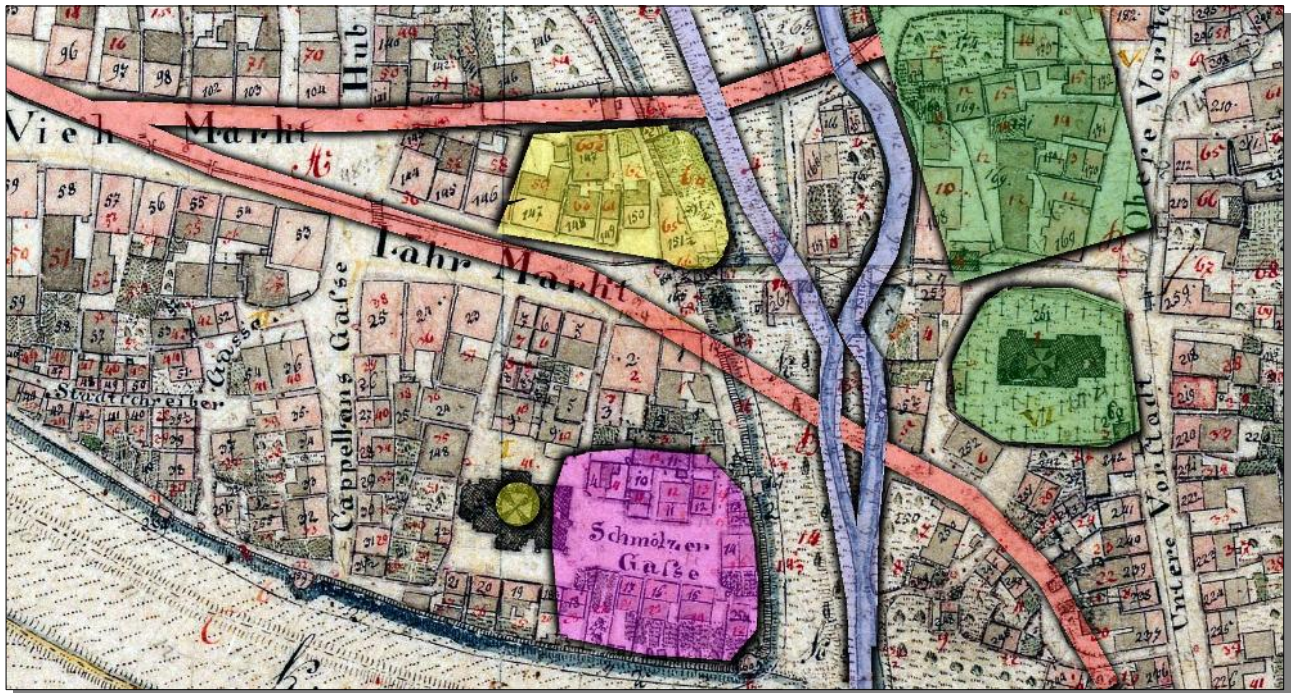
Nun konnte sich eine jüdische Gemeinde in einer werdenden Stadt nicht an beliebiger Stelle niederlassen, denn sie benötigte für die Einhaltung ihrer Reinigungsvorschriften ein Ritualbad (Mikwe), das sich mit „lebendem“ Frischwasser speiste.

Wir nehmen an, dass sich die Berchinger Juden zuallererst im Südosten der künftigen Stadt Berching niederließen, denn hier befanden sie sich der Sulz und einem kräftigen Quellbach aus dem Rudertshofener Graben am nächsten. Obendrein waren sie dort, was durchaus in ihrer Absicht bestand, dem Durchgangsverkehr und einer ungesunden Durchmischung mit der christlichen Gemeinde entzogen. Ihre ersten Häuser werden sich um jenen Umschlagsplatz gruppiert haben, den wir heute „Dr.-Grabmann-Platz“ nennen.



Der „Dr.-Grabmann-Platz“ um 1910. Er hieß damals noch nicht so.

Dem Häuserbuch der Stadt Berching²⁴ zufolge handelt es sich hierbei um das älteste Viertel Berchings. Der Urkataster von 1822 gibt z. T. noch wieder, wie unregelmäßig und klein die ersten Häuserparzellen waren.



Die werdende Stadt Berching Ende des 12./Anfang des 13. Jahrhunderts, projiziert auf den Urkataster von 1822. Rot die einstigen Verkehrswege vor Gründung der Stadt, grün die Doppelquadrat-Curtis des einstigen Karolingerhofes mit der Kirche im Süden, gelb der neue Bezirk der Templerpropstei mit der Marienkapelle im Süden, magenta der vermutete erste Siedlungsraum der Berchinger Juden, um den späteren Dr.-Grabmann-Platz herum.

Soweit unsere Prämissen, die gleichwohl hypothetisch bleiben, wenn wir nicht mangels aussagekräftiger Dokumente, die es in diesem Fall einfach nicht gibt, belastbare Indizien dafür beibringen, dass dem wirklich so war, wie vermutet.²⁵

In der Tat wurden wir fündig und das gleich mehrfach:

24 Der Titel der uns vorliegenden Ausgabe: Beiträge zur Geschichte der Stadt Berching, Abt. II., Hausbeschreibung umfassend die Zeit seit dem Jahre 1720, angelegt durch Herrn Stadtschreiber Sebastian Gareis, Neubearbeitet und ergänzt von J. Rebele, Pol.Kommissar a. D., erste Print-Version durch Alexander Delacroix, Berching 2008/10. Wenn wir künftig daraus zitieren, sprechen wir einfach nur vom „Häuserbuch“:

25 In diesem Zusammenhang soll nicht unerwähnt bleiben, dass wir die noch heute von den Gästeführern vermittelte Annahme, das einstige Judenviertel habe sich im Nordwesten der Stadt befunden, im Bereich des Propst-Gartens zwischen Bindergasse und Prielgässchen, für völlig abwegig halten. Dessen Lage und Einbindung in das städtische Ensemble wird den Erfordernissen einer mittelalterlichen Judengemeinde in keiner Weise gerecht. Beim Ausbau der Stadt wurde das Dritte Viertel, in dem sich der Garten befindet, erst nach dem Ersten und Zweiten Viertel, die südlich der Hauptmärkte liegen, belegt. Dieses Viertel war in großen Teilen dem bischöflichen Propst vorbehalten, der erst lange nach dem Abzug der Templer den Ort übernahm. Dafür sprechen das Propsteihaus mit seinem Arrestraum (mit der alten Nr. 83, heute Reichenau-Platz 17), die bischöfliche Brauereigaststätte nebenan (später „Engelwirt“, mit der alten Nr. 77, heute Reichenau-Platz 16), dann der bischöfliche Zehentstadel (alte Nr. 80, heute ohne Nr.) und die sog. Schätzwiese (alte Nr. k. 80, wohl einst Umschlagplatz für Vieh, Holz oder andere Produkte). Dass ein unbebauter innerstädtischer Obst- und Pflanzgarten (alte Nr. 24, heute ohne Nr.) dazugehörte, entspricht dem Luxus, den sich ein Propst gönnte. Das von den Juden dringend benötigte Gewässer mit Frischwasser ist hier in keiner Weise vorhanden. Außerdem ist das Areal des Propst-Gartens viel zu klein, um die anzunehmende Menge an Judenhäusern aufzunehmen. Auch hätte man nach dem Pogrom von 1298 deren Privathäuser nicht zerstört, sondern spätestens nach der Judenvertreibung 1445 anderweitig genutzt.

Die jüdische Synagoge



Das "Alte Knabenschulhaus" in Berching.

Schon im Jahr 2014 wiesen wir in unserer ausführlichen Templer-Arbeit²⁶ auf einen überraschenden Befund beim 1848 erbauten und 1849 neu eröffneten Knabenschulhaus am Dr.-Grabmann-Platz Nr. 13 in Berching²⁷ hin, welches heute in Privatbesitz steht. Wir bringen den zugehörigen Auszug daraus nahezu wörtlich:

„Mauritio Pedetti schuf ab 1750 jenen Bau der Kirche Maria Himmelfahrt, den wir heute noch bewundern. Der Kirchenhistoriker Joseph Georg Suttner meinte, die alte Marienkapelle, die aus der Zeit des Templerordens herrührte, habe an Stelle der heutigen Stadtpfarrkirche gestanden und sei sozusagen nach und nach zu dieser überbaut und mit 6 Kapellen versehen worden.“²⁸

„Reste dieser alten Liebfrauenkapelle sind noch vorhanden, denn Fachleute haben an der Pfarrkirche frühgotisches Mauerwerk entdeckt ...“, liest man dazu in einer anderen Quelle.

Interessanterweise fanden sich in allerjüngster Zeit Hinweise darauf, dass zwischen der heutigen Stadtpfarrkirche und der südlichen Stadtmauer einst ein weiterer Sakralbau stand, über den uns bislang kein Historiker berichtete.

Es handelt sich beim Standort dieses Gebäudes um das Areal des Knabenschulhauses am Dr. Grabmann-Platz (heutiges Haus-Nr. 13, im historischen Häuserbuch der Stadt Berching Nr. 17b). Das Knabenschulhaus wurde im Jahr 1848 neu errichtet, nachdem sich die Kapazität des benachbarten Schulhauses Nr. 18 ab 1812 zunehmend erschöpft hatte. Später erwarb die Stadt das sogenannte Zußerhaus Nr. 3 im Schranken-Rathaus-Areal als weiteres Schulgebäude hinzu.

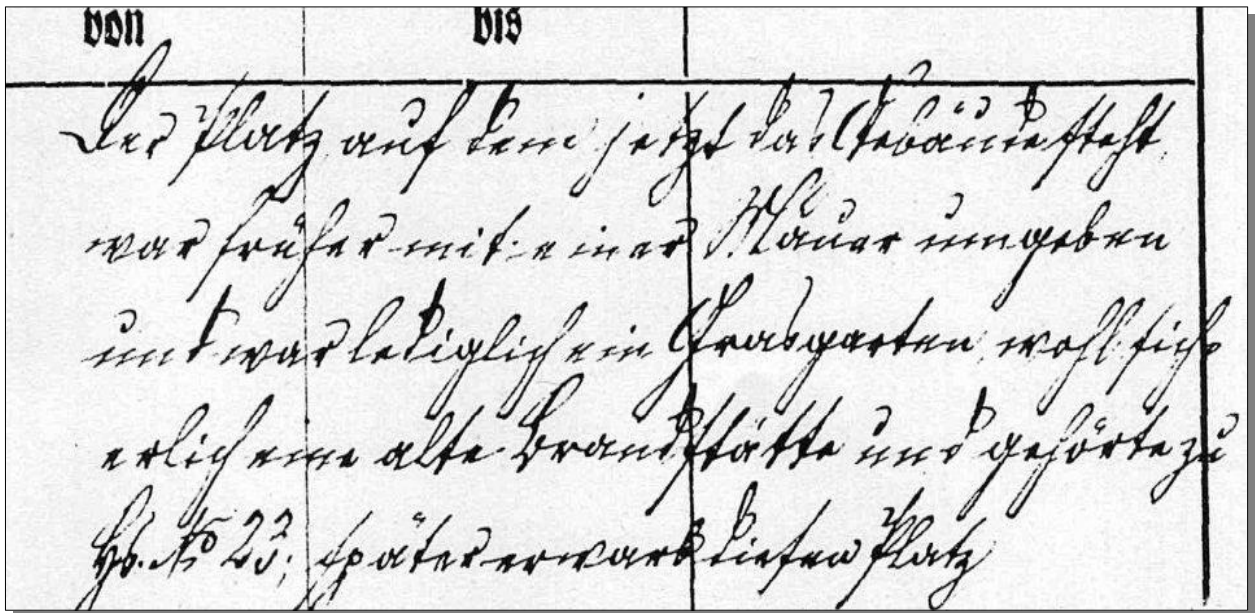
Stadtschreiber Sebastian Gareis schrieb zum Knabenschulhaus im Häuserbuch der Stadt:

„Der Platz, auf dem jetzt das Gebäude steht, war früher mit einer Mauer umgeben und war lediglich ein Grasgarten, wohl sicherlich eine alte Brandstätte ...“

26 Vgl. Robl, Kloster Grab, a. a. O., ab S. 98.

27 Der Name des im nahen Winterzhofen geborenen Neuscholastikers Dr. Martin Grabmann (1875-1949), eines Religionswissenschaftlers von Weltruf, wird mit dieser Schule für ältere Knaben verknüpft, daher der Name des angrenzenden Platzes. In Wirklichkeit ging der kleine Martin Grabmann nicht hier, sondern im Zußerhaus Nr. 3 zur Schule. Vgl. dazu unseren Nachruf unter: <https://www.robl.de/grabmann/grabmann.html>.

28 Vgl. Joseph Suttner, Pastoralblatt Eichstätt 5, 1858, S. 108.



Auszug aus dem älteren Häuserbuch der Stadt Berching, von Sebastian Gareis.

Der Urkataster von 1822 zeigt den Grundriss dieses Gartens noch, im vorderen Anteil mit einem typischen Barockmuster in Kreuzform, worauf einst ein Gebäude stand (mit verbliebenen Mauerstümpfen, aus denen 1848/49 das Knabenschulhaus wurde), während der stadtmauer-seitige Anteil unbebaut blieb und sich im Plan von 1822 als Steinhaufen mit Rundstruktur (Brunnen?) manifestiert.

Daneben, zum alten Schul- und Mesnerhaus Nr. 18 A und B (im Plan Nr. 18 und 18 ½) hin, das wohl bis auf den 30-jährigen Krieg oder noch früher zurückging, befand sich ein weiteres straßenseitiges Gärtlein ohne Umfassungsmauer.

Weitaus wichtiger ist der Gareis'sche Hinweis für das Areal daneben, nämlich dass es sich hierbei um die Brandruine eines Hauses handelte, dessen Außenmauern z. T. stehen geblieben waren!



Der Urkataster von Berching von 1822: Das Areal des Knabenschulhauses und die Stadtpfarrkirche sind optisch herausgehoben.

Was hat verhindert, dass diese Brandstätte vor 1848 je überbaut wurde?

Frau Rosemarie Dengler, die vorletzte Besitzerin des Knabenschulhauses, die jüngst mit unbekanntem Ziel verzogen ist, hat uns vor Jahren berichtet, dass ihr Vater am 1. Mai 1939 dieses Haus durch Kauf von der Stadt erworben hat. Sie gab uns vor Jahren bei einem Besuch einen wichtigen Hinweis:

Als im Jahr 1997 das Haus renoviert und dabei im Bereich des alten Schulsals im 1. Stock der Verputz von den Wänden entfernen wurde, fanden sich an der Süd- und Westwand des Hauses alte Maueranteile aus sorgfältig geschichtetem Kalkstein, welche insgesamt drei flache, nach oben rundbogig begrenzte, von den neuzeitlichen Fenstern unabhängige Wandnischen von ca. 10 cm Tiefe (1 größere und zwei kleinere) aufwiesen,

die sich stockwerk-übergreifend hinab in das Erdgeschoss fortsetzten, wo man sie aber nicht weiter verfolgt hätte. Die Scheitelhöhe der westlichen, größeren Nische betrug etwa 1,70-1,80 m.

Es dürfte sich bei diesen Wandvertiefungen um nachträglich zugesetzte Fenster gehandelt haben, wobei sowohl die Füllung als auch der Mauerrahmen gleichartiges Steinmaterial aufwies. Im Übrigen sei, so berichtete Frau Dengler, das dritte Fenster der Rückfassade (von 1848) etwas schief angelegt worden, sodass man hier einen Mauerversatz alt-neu anzunehmen habe.

Damals sei sich der zuständige Baumeister sicher gewesen:

Bei den gefundenen Nischen handelte es sich nicht um profane Strukturen eines früheren Bürgerhauses, sondern eindeutig um Strukturen eines Sakralbaus, einer großen Halle, die eventuell sogar auf die Zeit der Romanik zurückging, da sich keinerlei gotische Stilelemente fanden!

Heute sind die Mauernischen wieder zugesetzt, wären aber prinzipiell einer erneuten Exploration zugänglich.

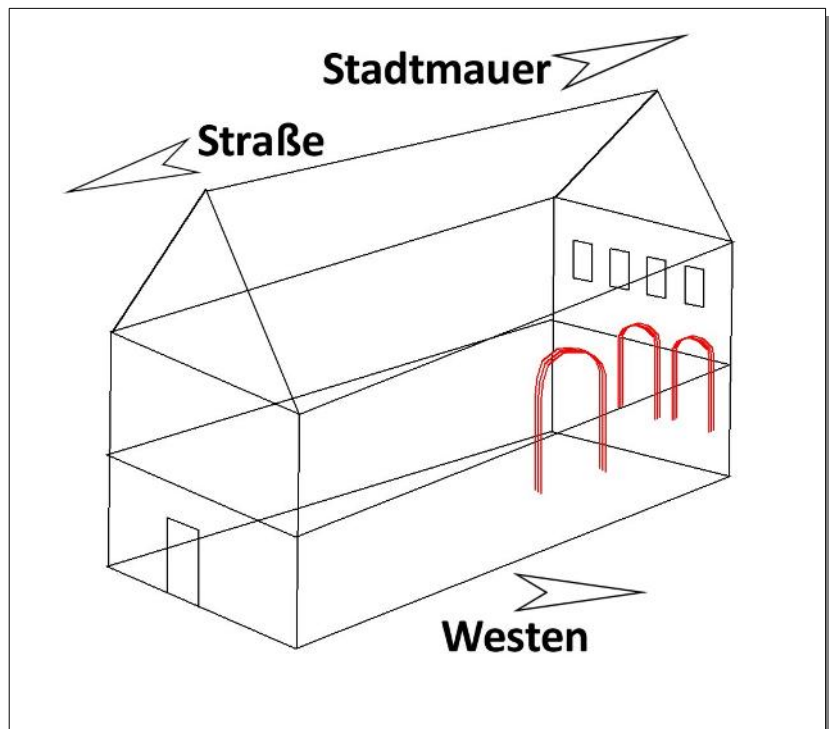
Für uns stellt sich die Frage, ob es sich bei den alten Mauerresten von Haus Nr. 17b, mit ihren rundbogig begrenzten Durchbrüchen, um die Überreste einer jüdischen Synagoge handelt, vielleicht sogar jener Synagoge, welche entweder schon Rintfleisch-Pogrom 1298 oder bei einem der Übergriffe der beiden nachfolgenden Jahrhunderte niedergebrannt wurde. Da hier im 19. Jahrhundert eine alte Brandruine beschrieben ist, ist denkbar, dass 1298 die ortsansässigen Juden nicht auf einem Scheiterhaufen verbrannt, sondern in ihrer Synagoge eingesperrt und zusammen mit dieser in Brand gesteckt und eingäschert wurden.

Die erste Marienkapelle Berchings stand sicher nicht an dieser Stelle, und ein anderer christlicher Sakralbau ist extrem unwahrscheinlich. Die relative Nähe der Liebfrauenkapelle aus der Zeit der Templer ist hier kein Ausschlussgrund, denn Templer und Juden verstanden sich, wie bereits erwähnt, in der Regel gut, und ihre Kultstätten konnten durchaus nebeneinander liegen.

Die Synagogen zur Zeit der Romanik und später waren in der Regel ein- bis zweischiffige, meist überwölbte Rechtecksäle. Sie wiesen nicht selten hohe Rundbogenfenster wie die im alten Schulhaus gesehenen auf. Man vergleiche hierzu die ältesten erhaltenen Synagogen Europas in Erfurt oder Prag ...

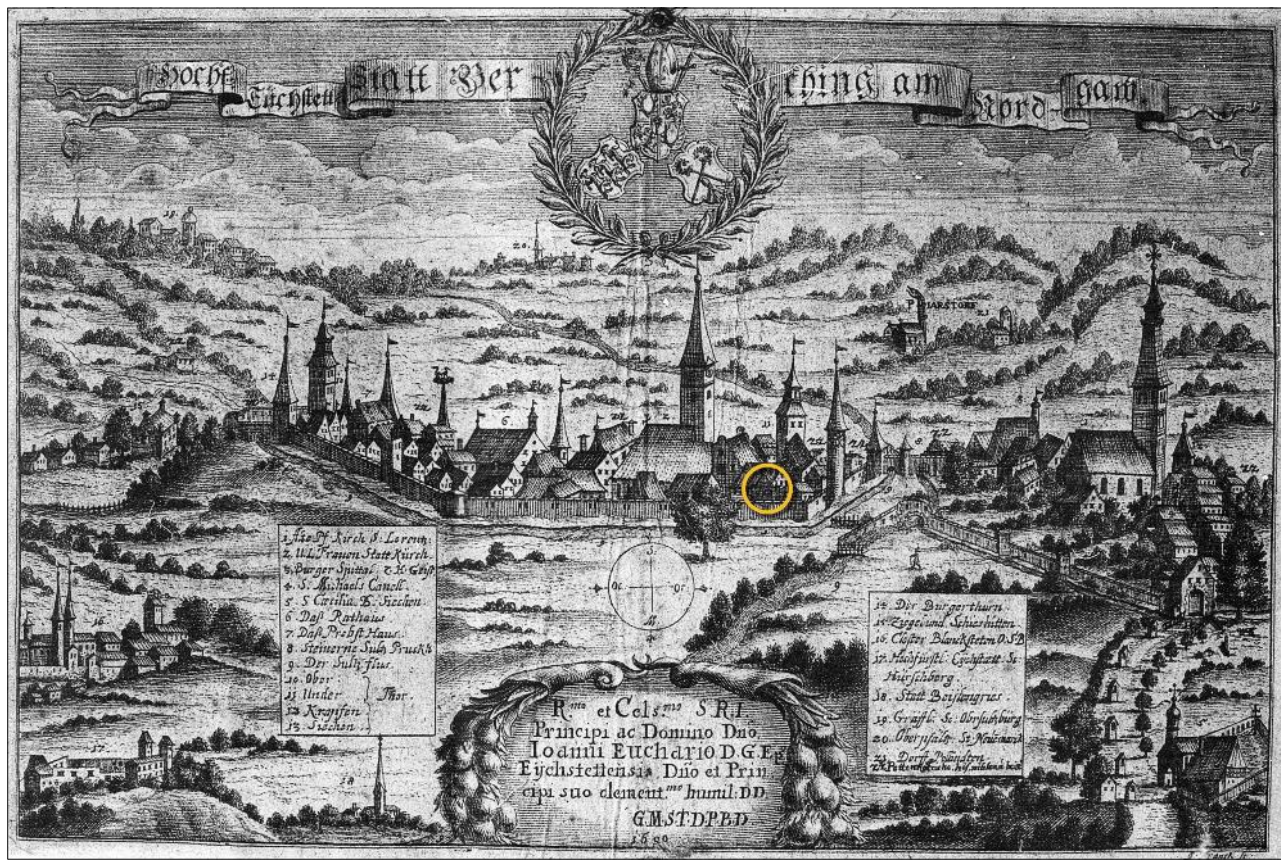
Soweit der Auszug aus unserer früheren Arbeit. Unsere damalige Feststellung hat an Aktualität nichts verloren.

Seinerzeit wiesen wir auch auf die älteste Stadtansicht Berchings von 1690 hin, einen Stich aus der Hand des Malers und Kupferstechers Johann Franck, von 20,5 x 31 Zentimetern Größe. Diesen Stich hatte der damalige Stadtpfarrer Dr. Georg Mauch als Geschenk für den Fürstbischof Johann Euchar Schenk von Castell anfertigen lassen. Ganz im Stil der Zeit (Spätrenaissance, Manierismus) ausgeführt, handelt es sich hierbei um ein der Wirklichkeit abstrahiertes Idealbild Berchings, wobei die Stadt einen trapezartigen Grundriss zeigt



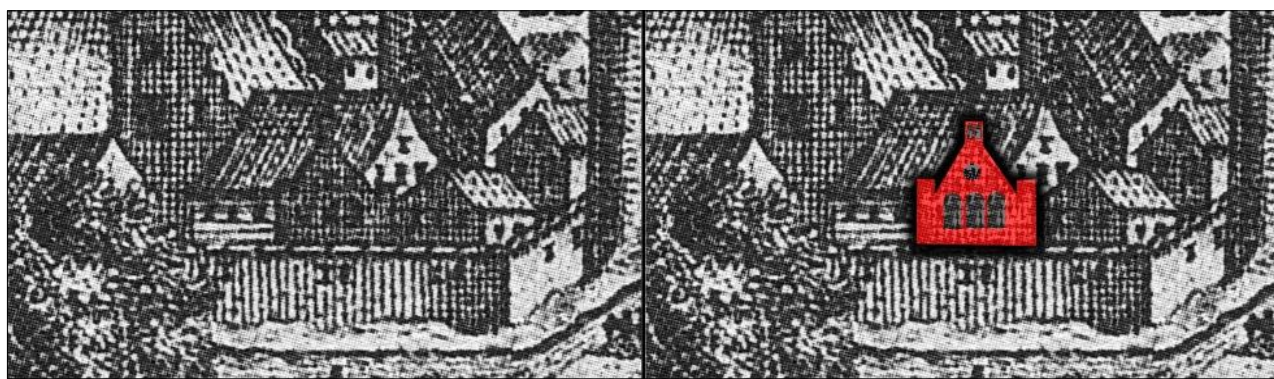
Umrisse des Hauses Grabmann-Platz 13, die entdeckten Mauernischen der Vorgängewände sind nicht maßstabsgetreu eingezeichnet, aber rot markiert.

und interessanterweise in sich Strukturen integriert, die weit vor die Barockzeit und den 30-jährigen Krieg zurückreichen und zum Teil 1690 nicht mehr vorhanden waren. Deshalb wirkt dieser Stich bei oberflächlicher Betrachtung realitätsfremd, obwohl es sich bei ihm um eine zuverlässige Retrospektive, um ein Geschichtsbild der Stadt ersten Ranges handelt, das allerdings von Betrachter erst entschlüsselt und dann richtig gelesen werden muss. Speziell für die vorliegende Arbeit ist dieser Stich von großem Nutzen.



„Hochf. Eichstett. Statt Berching am Nordgaw“ - Kupferstich des Johann Franck von 1690. Die Lage der einstigen Synagoge mit gelben Ring gekennzeichnet.

Dieser Kupferstich von 1690 zeigt gerade an der Stelle, an der man die Brandruine der Berchinger Synagoge vermuten würde, eine dunkel abgedruckte und deshalb nur schemenhaft erkennbare, aber dennoch auffallende Giebelwand, der der dazugehörige Hauskörper fehlt – ganz im Gegensatz zu den Häusern der Umgebung. Man erkennt auch hohe Rundbogenfenster sowie drei Giebeltürmchen, zwei an der Traufe und eines am First.



Ausschnitt aus obigem Prospekt, Hervorhebung der frei stehenden Fassade durch uns, in roter Farbe.

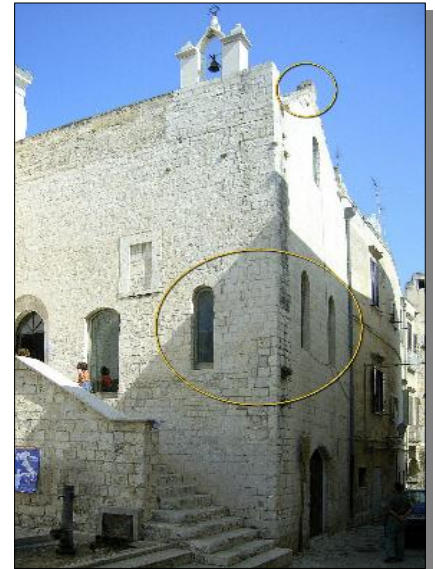
Es handelt sich bei dieser Art von Giebelwand, die sich bei keinem der anderen von Johann Franck skulptierten Häuser Berchings findet, geradezu um die idealtypische Abbildung einer Synagogen-Fassade:

Hohe Rundbogenfenster wiesen schon die Synagogen des 12./13. Jahrhunderts auf, wie das nebenstehende Beispiel der erhaltenen Synagoge von Trani in Süditalien zeigt.

Auch bei viel älteren Synagogen der Antike, die heute in Ruinen liegen, sind diese charakteristischen Fenster mit ihren Rundbögen bereits nachweisbar. Selbst zur Zeit der Gotik (mit ihren Spitzbögen) und des Barock (mit seinen Flachbögen) wurde bei den meisten Synagogen das Prinzip des Halbkreises nicht verlassen.

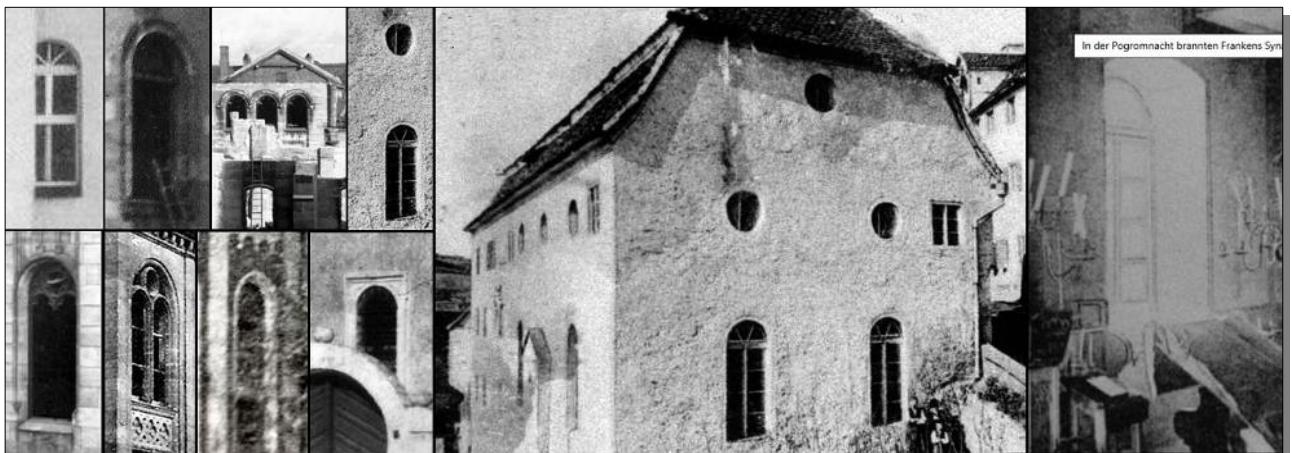
Dies betrifft auch die allermeisten, heute meist abgegangenen Synagogen der Neuzeit in Nordbayerns, z. B. die Synagoge im nahen Sulzbürg, die Anfang des 17. Jahrhunderts gegründet und Ende des 18. Jahrhundert zum heutigen Zustand ausgebaut wurde.

Dass diese Rundbogenfenster einer uralten Tradition jüdischer Baumeister entsprechen, zeigt generell auch der Historismus der deutschen Synagogen des 19. Jahrhunderts.



Die "Sinagoga di Scola Nova" in Trani, aus dem 13. Jahrhundert.

Es folgt eine beliebige Auswahl von Ausschnitten alter Fotos, zunächst zu den nordbayerischen Synagogen.²⁹



Links Foto-Ausschnitte aus beliebigen Synagogen Nordbayerns. In der Mitte die Synagoge von Sulzbürg, mit ihren barocken Okuli und ihren historisierenden Rundbogenfenstern. Am Fenstergewände im Bild rechts ist deutlich erkennbar, dass die Baumeister den äußeren Rundbogen nicht dem von ihnen ausgeführten Flachbogen im Inneren opferten.

Weiteres konstituierendes Merkmal der allermeisten Synagogen ist auch die Verwendung von Dachreitern an den Giebelwänden. Der typische Dachreiter am First ist dabei meistens für die beiden Gesetzestafeln Mose,³⁰ den sogenannten Dekalog, vorgesehen, auf den seitlichen Konsolen findet man oft Laternen-Türmchen.

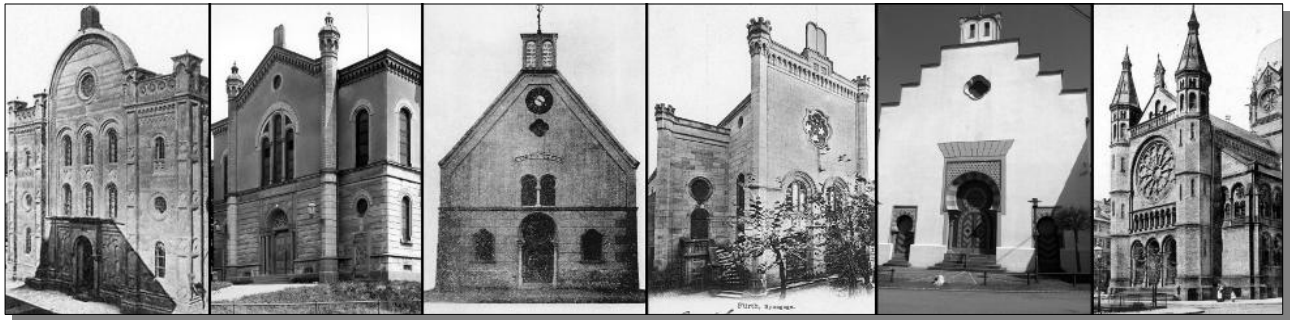
Diese Anordnung findet man auch in schier unübersehbarer Zahl³¹ bei den Synagogen-Neubauten des 19. Jahrhunderts, die meist im Stil des Neo-Byzantismus gehalten sind. Dies betrifft große wie kleine Synagogen gleichermaßen, nicht nur in Deutschland, sondern auf der ganzen Welt.

29 Entnommen einem Artikel der Plattform „Nordbayern.de“, URL: <https://www.nordbayern.de/in-der-pogromnacht-brannten-frankens-synagogen-1.3267838>.

30 Moses gilt sowohl in der jüdischen als auch in der christlichen Überlieferung (AT und NT) als Begründer der Synagogen-Tradition, da er deren erste auf Gottes Befehl hin errichten ließ (vgl. u. a. Psalm 74,8). Von daher auch die besondere Bedeutung des Dekalogs, dessen Symbol sich häufig nicht nur als weithin sichtbares Zeichen an der Fassade einer Synagoge findet, sondern auch im Inneren, über dem Schrein mit den Torarollen.

31 Eine gute Übersicht erhält man, wenn man in der Google-Suchroutine für Bilder die Suchworte „Synagoge“ und „Dekalog“ verwendet.

Es folgt ein kleiner Ausschnitt aus dem gesamten Spektrum der Synagogen-Dachreiter des 19. Jahrhunderts. Schon die alte Synagoge von Trani hatte einen solchen aufgewiesen.



Zum Vergleich von links nach rechts die Fassaden der ehemaligen Synagogen in Brunn, Freiburg, Buttenwiesen, Fürth, Binswangen und Hannover.

Unter Berücksichtigung der Stilmerkmale des Franck'schen Stiches und der 1997 im alten Schulhaus von Berching aufgefundenen Rundbogenfenster sind wir uns sicher:

Es muss sich bei der gesehenen Fassade um Reste jener Synagoge handeln, die entweder schon vor dem Pogrom von 1298 in Berching entstand, am ehesten unter dem Schutz der Templer (mithin aus der Zeit vor ca. 1250), oder spätestens bis zur Mitte des 15. Jahrhunderts, als die Juden aus Berching endgültig vertrieben wurden.

Mit den genannten Stilmerkmalen ist die Darstellung auf dem Stich von Johann Franck nicht nur symbolischer Natur, sondern könnte durchaus jenem Aspekt der Bauruine entsprochen haben, der um 1690 noch konkret gegeben war. Zu diesem Zeitpunkt vor 1700 hatte jedenfalls in Berching noch nicht die Bauart des Barock eingesetzt, die sich wenig später in der Errichtung so vieler neuer und im Abriss so vieler alter Häuser zeigte.

Der Stadtpfarrer Dr. Georg Mauch wusste offensichtlich um die spezielle Bedeutung der ehemaligen Brandstätte, sonst hätte er den Künstler nicht angewiesen, durch die Darstellung der allein stehenden Fassade den Betrachter des Kupferstichs zum Nachdenken anzuregen.

Bei Johann Franck weist die dargestellte Fassade nach Süden. Es ist nicht zu entscheiden, ob er die Nordfassade der Synagoge, die den Zutritt vom Dr.-Grabmann-Platz aus ermöglichte, einfach nur umdrehte oder ob er beim originalen Aspekt blieb. Wahrscheinlicher erscheint uns das letztere. Die Synagoge sollte aber dann von der Seite der Stadtmauer her betreten worden sein, zumal ja dort im Urkataster ein freier Platz mit Brunnen und ein Steinhaufen eingezeichnet ist. Der Zutritt von Süden war lange Zeit frei möglich, da das nebenstehende Schulhaus mit der alten Nr. 18, das den Zutritt versperrt hätte, erst gegen Ende des 17. Jahrhunderts entstand.³²



Zum Vergleich: Das Judenviertel von Bamberg um 1600.

Und noch etwas: Für viele Judenviertel und Synagogen des mittelalterlichen Deutschland ist es typisch, dass sie jeweils am Rand der Stadt, im Schatten der Stadtmauer und nahe an einem fließenden Gewässer standen. Wir zeigen als analoges Beispiel das Bamberger Judenviertel im Ausschnitt eines Plans von 1602, wobei die Synagoge dunkel hervorgehoben ist. Dies ist genau die Situation, die auch für Berching zutrifft.

Und noch etwas: Für viele Judenviertel und Synagogen des mittelalterlichen Deutschland ist es typisch, dass sie jeweils am Rand der Stadt, im Schatten der Stadtmauer und nahe an einem fließenden Gewässer standen. Wir zeigen als analoges Beispiel das Bamberger Judenviertel im Ausschnitt eines Plans von 1602, wobei die Synagoge dunkel hervorgehoben ist. Dies ist genau die Situation, die auch für Berching zutrifft.

³² Wo immer es möglich war, richteten die Juden die Wand mit dem Tora-Schrein nach Jerusalem aus, d. h. in Richtung Osten. Ob dies im vorliegenden Fall wegen der Nord-Süd-Ausrichtung der Parzelle möglich war, wagen wir nicht zu entscheiden.

Ein Zufall spielte uns schließlich eine alte Fliegeraufnahme in die Hand, die zwischen den Weltkriegen angefertigt worden war. Auf ihr erkennt man am Dr.-Grabmann-Platz das alte Schulhaus mit dem Walmdach und daneben das Knabenschulhaus von 1848/49. Die rückwärtige Fassade des Knabenschulhauses ist hier im ursprünglichen Zustand abgebildet, also in jenem Zustand, den der Vater von Frau Dengler vorfand, ehe er oder seine Tochter zu renovieren begann. Sicher ist die Aufnahme unscharf, aber dennoch erkennt man hohe Fensteröffnungen in gewisser Asymmetrie, nur bezogen auf das obere Stockwerk wo einst der große Klassensaal lag. Zuerst fällt das schmale hohe Fenster im Westen auf, das bis ins Dachgeschoß aufzuragen scheint (wenn es überhaupt ein Fenster ist). Mehr interessiert die nach oben bogig begrenzte dunkle Struktur zwischen diesem westlichen Mauerschlitze und den beiden östlichen Fenstern des Schulsaaes. Wenn das eine Maueröffnung ist, dann sitzt sie relativ tief und erstreckt sich in das Erdgeschoss hinab. Leider ist der untere Abschnitt durch eine Gartenpflanze verdeckt. Eine Tür ist das aber nicht, denn diese würde bis zu Hausbasis reichen, was nicht der Fall ist.

Ob es sich um den Überrest der alten Brandmauer des Vorgängerbaus handelt? Ist das jenes alte Rundbogenfenster, dessen vermauerte Leibung Frau Dengler im Inneren gefunden hat?

Sicher können wir nicht sein, dazu ist die Aufnahme zu unscharf. Aber der Verdacht liegt auf der Hand!



Die rückwärtige Fassade des alten Knabenschulhauses auf einer Fliegeraufnahme aus der Zeit vor 1938. Der Pfeil markiert den „synagogenverdächtigen“ Mauerdurchbruch.

Wir kommen zum Abschluss dieses Kapitels und fassen zusammen:

Wegen der typischen Lage, wegen bau-archäologischer Eigenheiten, wegen der eindeutigen Darstellung auf dem Franck'schen Stadtprospekt von 1690 und den Details der Fliegeraufnahme vor 1938 gehen wir davon aus, dass hier bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts die Brandruine einer Synagoge des 13. bis 15. Jahrhunderts stand, der Überrest des geistlichen Zentrums der mittelalterlichen Judengemeinde von Berching. Die Synagoge wurde zu unbekanntem Zeitpunkt im Rahmen der Judenverfolgung in Brand gesteckt. Wahrscheinlich ist das Jahr 1298.

Da bis in das 19. Jahrhundert hinein das Wormser Konkordat vom 23. September 1122 seine Rechtsgültigkeit behielt, demzufolge das Gut einer geistlichen Institution („*bonum ecclesiasticum*“) nicht einfach in ein weltliches Gut („*bonum saeculare*“) umgewandelt werden durfte, blieb die Brandstätte der Synagoge über Jahrhunderte hinweg unbebaut und ohne Benutzung.

Erst die bayerischen Wittelsbacher schafften es, im Rahmen der „Säkularisation“ von 1802/03 diesem alten Rechtsprinzip ein Ende zu setzen. Danach begann in Berching die Bauaktivität auf dem zuvor noch sakrosankten Gelände der alten Synagoge:

Nach dem Häuserbuch der Stadt Berching fiel das Gelände (wegen des Brunnens?) zunächst an einen Bader, danach an einen „Chirurgus“. Im Jahr 1848 errichtete der Maurer Johann Mendl, geb. am 26. Mai 1786 in Berching, einen Neubau und übertrug diesen 1849 dem Schulsprengel der Stadt Berching, zur weiteren Nutzung als Schulhaus für ältere Knaben.

Bei einer verfassten Judengemeinde sollte es einst auch ein „Cheder“³³ gegeben haben, d. h. eine Elementarschule, in der ein örtlicher Rabbiner oder andere gelehrte Männer die jüdischen Knaben in die hebräischen Sprache, in das Lesen von Talmuds und Tora einführten und diese ggf. auf den späteren Besuch einer „Jeschiva“³⁴ vorbereiteten.

Leider konnten wir für Berching weder ein „Cheder“ noch einen dort unterrichtenden Rabbiner³⁵ nachweisen, lediglich die Existenz der Synagoge spricht für beides. Da aber speziell ein Cheder meistens in einem Raum der Synagoge stattfand, ergibt sich daraus ein eigenartiges Phänomen:

Es scheint, dass in Berching aus einer jüdischen Knaben-Schule des 13. bis 15. Jahrhunderts im 19. Jahrhundert eine christlich geprägte ElementarKnaben-Schule wurde - mit 4 Jahrhunderten Unterbrechung!

Abschließend wollen wir noch einmal darauf hinweisen, dass im Haus am Dr.-Grabmann-Platz Nr. 13 die geschilderten historischen Bauteile, jene Überbleibsel einer Brandkatastrophe, grundsätzlich für eine Freilegung und Durchführung einer Radiokarbon-Analyse³⁶ zugänglich sind, die Einwilligung des Eigentümers vorausgesetzt.

Hier liegt, wenn unsere Annahmen stimmen, das Mauerwerk eines der ältesten und wertvollsten Gebäude Berchings vor!

33 Ein Cheder (hebr. חֶדֶר, Mehrzahl חדרים Chadarim) ist eine jüdische Elementarschule für Knaben, die meistens einer Synagoge angeschlossen ist. Für eine „Jeschiwa“ (hebr. ישיבה, Talmud- und Tora-Hochschule) war die Judengemeinde Berching vermutlich zu klein.

34 Religiöse Hochschule der Juden, die durch intensives Studiums der Tora und des Talmuds die Studenten auf das Rabbinat vorbereitete.

35 Ein Rabbiner vor Ort ist anzunehmen, vermutlich aber erst im 14. oder 15. Jahrhundert, da das Nürnberger Memorbuch beim Pogrom von 1298 noch keinen solchen ausweist, zumindest keinen, der unter den Opfern gewesen wäre. Hier liest man nur von zwei „gelehrten“ Rabbis, was nicht zwangsläufig auf ein professionelles Rabbinertum hindeutet, da es auch „Chaver“, d. h. jüdische Laiengelehrte gab, die nicht die Ordination eines Rabbiners besaßen.

36 Dazu bräuchte man 1. kleine Holzkohlestückchen aus dem Mörtel dieser Mauern, die beim Bau des Hauses (durch Kalkbrand) entstanden sind, und 2. Holzkohle, die vom Abbrand des Gebäudes herrührt und sich an den Maueraußenseiten der ehemaligen Brandstätte vielleicht noch finden ließe.

Das jüdische Ritualbad von Berching

Wo eine Synagoge stand, da war eine Mikwe (oder Mikwa, pl. Mikwaot = jüdisches Ritualbad) nicht fern; der Bau einer Mikwe hatte nach jüdischem Verständnis dem Bau einer Synagoge sogar voranzugehen. Zwar gab es früher in vielen Judenhäusern private Mikwaot – Berchinger Beispiele dafür werden wir noch vorstellen; ein Indiz für eine Mikwe im Synagogen-Areal haben wir soeben genannt –, wenn aber eine Judengemeinde eine kritische Größe überschritten hatte, dann war auch eine Mikwe als Gemeinschaftseinrichtung an einem Fließgewässer vonnöten, ein größeres Tauchbad, das jeder Jüdin und jedem Juden auf Wunsch und gegen Bezahlung einer Benutzungsgebühr zur Verfügung stand.

Für welche Rituale brauchten die Juden eine derartige Mikwe, ein gemauertes Becken, das sich in der Tiefe des Terrains aus „*lebendigem*“ Fließ-, Quell-, Grund- oder Regenwasser³⁷ speisen musste?

Texte der Tora und die Halacha (rechtlicher Teil des Talmud) geben uns die entscheidenden Hinweise: Eine Mikwe stellt bei Menschen mosaischen Glaubens symbolisch die Reinheit vor Gott her. Ursprünglich war das Tauchbad vor jedem Besuch des Tempels in Jerusalem nötig. Frauen jüdischen Glaubens gehen aber an allen Orten in die Mikwe, um ihre Reinheit wiederzuerlangen, vor allem nach der Menstruation. Auch Männer nützen die Mikwe, allerdings weitaus seltener, vor dem Schabbat oder an Feiertagen wie dem Jom-Kippur-Fest, um sich symbolisch reinzuwaschen. Desgleichen können in einem solchen Tauchbecken Geschirr und Gerätschaften gereinigt werden, wenn diese z. B. beim Schlachten eines Tieres mit Blut besudelt und unrein geworden waren. Bei Übertritten zum mosaischen Glauben oder nach der Geburt eines Kindes geht man ebenfalls in die Mikwe. Eine körperliche Sauberkeit erstreben die Juden damit nicht, da sie sich schon vor dem Besuch der Mikwe gründlich waschen müssen. Es geht allein um die geistig-seelische Reinheit, um die Erneuerung vor Gott.

Im Wasserbacken selbst, das man über 7 Stufen betritt, taucht man unbekleidet dreimal vollständig unter Wasser. Frauen sprechen vorher einen Segensspruch.

Im Mittelalter waren große Mikwaot meistens am Rand eines Flusses in weitläufigen Kellergewölben untergebracht, in die Fließ- oder Quellwasser einströmte. Nicht selten war eine solche Anlage aus Gründen des Sichtschutzes und der Diskretion mit einem Gebäude überbaut und mit einer hohen Mauer umgeben. Später, als der freie Raum in den Städten immer rarer wurde und eine Anlage nur noch fern eines Flusses oder einer Quelle erfolgen konnte, war als Wasser zur Einspeisung auch frisches Regenwasser oder fließendes Grundwasser erlaubt. Die direkte Lage am Fluss spricht immer für ein hohes Alter einer Mikwe.



Die mittelalterliche Mikwe im Judenhof Speyer.

Die mittelalterliche Judengemeinde Berching benötigte sicherlich keine Mikwe in der Größe von Speyer, aber die Notwendigkeit einer solchen lag gleichwohl vor, und der Fluss Sulz, in dem ein Tauchbad möglich war, lag nahe. Weil zahllose Analogien in anderen Städten³⁸ dies nahelegen, haben wir dort, am Ufer der Sulz, am ehesten das einstige Judenbad von Berching zu suchen.

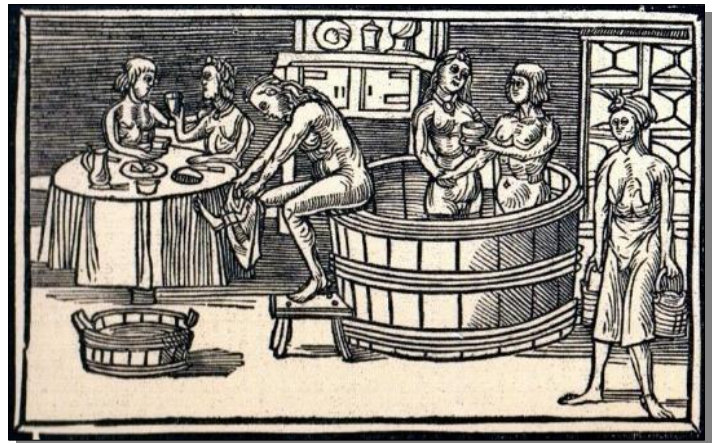
37 Grund- oder Regenwasser-Mikwaot gelten als Ausnahme, wenn Fließ- oder Quellwasser eben nicht zur Verfügung standen. Diese sind aber sehr selten. Aufgeheizte Wasserzusätze sind erlaubt, dürfen allerdings das Fließ- oder Quellwasser nie ganz ersetzen.

38 Z. B. in Erfurt, Nürnberg, Schwabach u. v. a. m.

Daran, dass es in Berching ein solches Gemeinschaftsbad gab, besteht kein Zweifel, denn nicht umsonst heißt der Rundturm, der in der Südostecke der Bischofsstadt Berching ab 1475 steht, „*Badturm*“ und nicht anders.

Diesen Turm in Zusammenhang mit einem Bader im Häuschen Badturmstraße Nr. 5 zu stellen, wie es die Stadt Berching auf ihrer Homepage tut,³⁹ geht nicht an. Der Bader Hans Aigner, der 1674-1717 darin wohnte, schnitt wie viele Bader seiner Zeit⁴⁰ den Berchinger Bürgern die Haare, setzte ihnen zum Aderlass Blutegel und Schröpfköpfe auf, stach Abszesse auf und legte Verbände an; einen Badebetrieb mit mehreren Bottichen konnte er in seinem Häuschen jedoch nicht unterhalten, da dieses viel zu klein dafür war. Ganz zu Schweigen davon, dass weder dieser Bader des späten 17. Jahrhunderts noch seine beiden Nachfolger (nur kurze Zeit; bis 1723) für einen stolzen Turm des 15. Jahrhunderts namensgebend sein können, der obendrein „*Badturm*“ und nicht „*Bader-Turm*“ heißt. Unabhängig vom Badebetrieb spielt dieses Häuschen an der Kopfseite des Dr.-Grabmann-Platzes in der Funktion des Ritualbades eine wichtige Rolle, auf die wir in einem eigenen Kapitel zurückkommen.

Die einzige richtige „*Badstube*“, die in Berching für die christliche Bevölkerung bis in die Neuzeit hinein in Benutzung stand (bis ca. 1845), mit ihren Bottichen und ihrem Wasserhebwerk im „*Wasserhäusl*“ an der Sulz, trug den Hausnamen „*Badstubenhaus*“⁴¹ und lag im Norden der Stadt, fast 200 Meter Luftlinie vom Badturm entfernt. Diese beheizte Badstube kann für den Badturm, selbst wenn sie aus dem Mittelalter stammte, nicht namensgebend gewesen sein, denn es stehen mehrere Türme dazwischen. Bleibt als Erklärung also nur, dass der Badturm mit der Signifikanz seines Namens nahe am einstigen Judenbad am Fluss errichtet worden sein muss.



Holzschnitt: *Bad-Stube* um 1500.

Nach einer Inspektion des Urkatasters von 1822 wird man sogleich fündig, was die einstige Lage dieses großen Ritualbades betrifft, denn seine Umfassungsmauer erhielt sich an exponierter Stelle bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts hinein. Zu dieser Zeit wurde allerdings das ummauerte Parkareal mit seinem Baumbestand als Volksfestplatz genutzt, und niemand wusste mehr von seiner einstigen Bedeutung.

39 Vgl. <https://www.berching.de/sehenswertes/badturm-37761>.

40 Vgl. z. B. den Bader Anton Reinfelder im schon erwähnten Nachfolgebau der Synagoge, auch die Bader Franz Seibald und Anton Reinfeld mit ihren weitaus größeren Geschäften in den Häusern Nr. 6 und 7 am Marktplatz.

41 Im Häuserbuch der Stadt Berching ist das Haus mit der Nr. 166 etwas irrtümlich als „*Baderstubenhaus*“ bezeichnet. Es muss „*Badstubenhaus*“ heißen.



Die optisch hervorgehobenen Areale von links nach rechts: Standort der ehemaligen Synagoge, Badturm, irreguläres Rechteck einer Parkanlage, in der wir den Standort des einstigen Judenbades vermuten. Von dort bis zum Badturm zog 1822 ein Zaun (der früher den Stadtmauerbach durchließ), von Osten führte ein kleiner Steg über die Sulz in das Areal. In Zusammenhang mit der Stadtmauer zur Linken und der Vorstadtmauer zur Rechten (mit den beiden Halbschalentürmen) besteht für dieses Areal so etwas wie eine innere Gemarkungsgrenze. Es wird damit quasi zum Bestandteil einer erweiterten Stadtbefestigung, mit einer eigenen Mauer im Süden, früher auch im Westen.

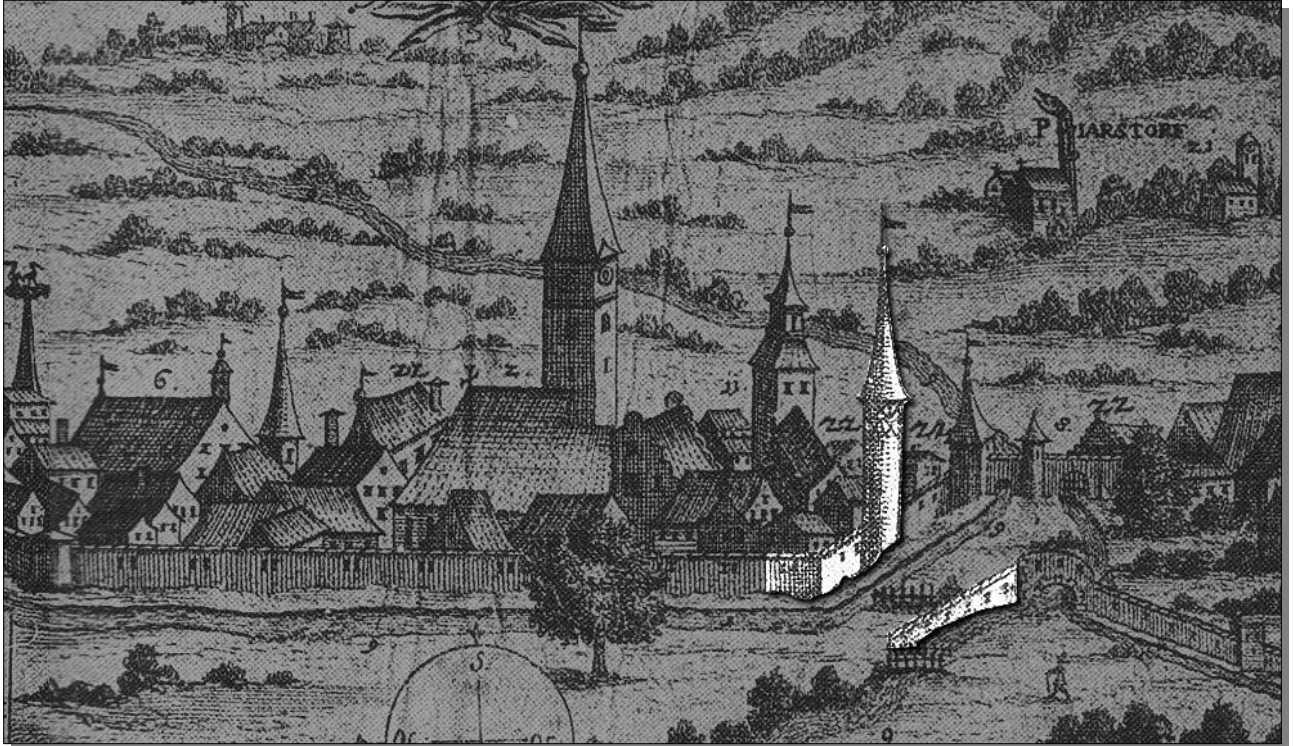
Glücklicherweise verfügen wir zu diesem „herrenlosen“ Areal, über das in Berching weder die Akten des Stadtarchivs noch lokalthistorische Schriften Auskunft geben, über einige Bildinformation aus alten Fotografien, die größtenteils bei der Regulierung der Sulz in den Jahren 1920-1922 entstanden. Hinzu kommen weitere Kartenausschnitte. Dieses Material erlaubt uns Rückschlüsse über die einstige Funktion und spätere Konfiguration, selbst nach der Zerstörung und Aufgabe des Bades. Heute ist oberirdisch nichts davon erhalten.



Sulz-Partie südlich der Altstadt Berching, Aufnahme vor 1910.

Die älteste Aufnahme, die wir von diesem Areal besitzen, stammt aus der Zeit vor 1910. Man erkennt trotz der minderen Qualität, dass es im Süden von einer mehr als mannshohen, an einer Stelle gefensterten Mauer umgeben war. Hinter der Mauer erkennt man das obere Giebelfeld eines Gartenhäuschens, wohl aus Holz, dahinter einige Bäume, deren Kronen für Obstbäume sprechen, die damals in den Vormauerzonen Berchings an vielen Stellen gepflanzt waren. Dass aber eine quer verlaufende Mauer einen Teil der an dieser Stelle stark überschwemmungsgefährdeten Talaue der Sulz sperrte, ist schon ein ungewöhnliches Phänomen und bedarf einer Erklärung. Diese Anordnung widerspricht *a priori* der Funktion als simple Gartenmauer, da eine solche bei Starkregen zu Stauwasser im Garten geführt hätte.

Dem Franck'schen Kupferstich entnehmen wir wiederum, dass das Mauerwerk mindestens 300 Jahre alt ist. Die Betonung liegt auf „*mindestens*“.



Ausschnitt aus dem Franck'schen Kupferstich der Stadt Berching von 1690. Die in Zusammenhang mit der Judengemeinde Berching interessierenden Details sind von uns optisch hervorgehoben, die Synagoge daneben ist schemenhaft zu erkennen.

Der Künstler Franck hat im Stich von 1690 ein längeres Mauerstück am rechten Ufer der Sulz an eine gemauerte Bogenbrücke anschließen lassen, die am linken Ufer wiederum in die Befestigung der Vorstadt überging, wie man am Halbschalenturm am rechten Bildrand erkennt. Hier ist allerdings die Perspektive des Entwurfes so widersprüchlich aufgelöst, dass sich die Frage stellt, ob mit dem Mauerstück nicht doch eine Mauer quer zum Verlauf der Sulz gemeint ist, was ja auch für die Vorstadtmauer am anderen Ufer zutrifft. Ob hier je wie abgebildet eine steinerne Bogenbrücke über die Sulz führte, noch dazu mit einem so engen Querschnitt und einem weiteren „Holzbrückerl“ wenige Meter weiter südlich, lassen wir offen, denn es finden sich heute nicht die geringsten Spuren davon. Vielleicht hat der Künstler mit dem fiktiven Accessoire der gemauerten Bogenbrücke nur auf die Bedeutung der nebenstehenden Mauerkonstruktion hinweisen wollen.

Heute führt unmittelbar südlich des einstigen Mauerzuges eine Fußgängerbrücke über die Sulz, die allerdings weder die Form eines Bogens noch ein Steingeländer aufweist, und damit eher das abgebildete „Holzbrückerl“ abgelöst haben dürfte.

Der Urkataster klärt uns allerdings darüber auf, dass 1822 am oberen Drittel des Areals eine Brücke direkt von Osten her in dieses hineinführte. Wir werden die topografische Situation dieser abgegangenen Brücke noch zu klären versuchen und ihr eine Funktion zuweisen.

Nebenbei hat der Künstler Franck ganz bewusst den Badturm aus der Südost-Ecke des Altstadt-Mauerringes heraus nach Norden gerückt. Damit zeigt sich die Mauer im Bereich der Ecke relativ niedrig und ohne Turm. Dies kann Absicht sein, als Hinweis auf einen früheren Zustand der Mauer aus der Zeit der Stadtgründung, wobei aber hier ein Durchlass existiert hat, den Johann Franck zeichnerisch vergaß.

Hochinteressant und höchstwahrscheinlich der einstigen Situation entsprechend ist ein Bach entlang der Stadtmauer eingezeichnet, mit dem man im Angriffsfall den Doppelgraben vor dem Mauerring zur unüberwindlichen Wasserbarriere fluten konnte. Dieser Zulauf speiste sich z. T. aus dem Gießgraben im Rudertshofener Tal, z. T. aus einem nördlichen Sulzarm, der eigens an die Stadtmauer heran geleitet wurde. Dieser Wassergraben existierte einst wirklich, wie man von Bodenmerkmalen und alten Fotografien weiß, und er war im Bereich des Mittleren Tores so knapp an der Stadtmauer entlang geführt worden, dass die Johannesbrücke hier ein weiteres Joch aufwies und das Mittlere Tor vielleicht sogar einst mit einer Zugbrücke versehen war. Das ist genau die Disposition des Franck'schen Stiches; man vergleiche dazu die umseitige Darstellung. Eine alte, leider sehr unscharfe Fliegeraufnahme bestätigt diesen Befund und demonstriert gleichzeitig, dass hier durch unsinnige Verfüllung des Terrains eine der schönsten Stadtmauerpartien Berchings zerstört worden ist. Wann dies geschah, ist uns nicht bekannt; es muss im 20. Jahrhundert gewesen sein. Heute ist nichts mehr davon zu erkennen.



Auf dieser Aufnahme ist das heute verfüllte Brückenjoch am Mittleren Tor noch zu erkennen.

Zurück zur ominösen Quermauer an der Sulz. Es folgen in zeitlicher Reihenfolge Fotografien aus der Zeit zwischen 1920 und 1922, als die Sulz wegen der ständigen Hochwassergefahr zu einem Kanal vertieft und mit Mauern aus Jura-Quadern zum Kanal geformt wurde. Dieses wertvolle Gewerk, das letzte aus händisch zugerichteten und gemörtelten Jura-Steinen wurde 2016 vom Bayerischen Denkmalschutz als „nicht erhaltungswürdig“ eingestuft; es ist inzwischen in weiten Teilen zerstört oder durch unpassende Beton-Einbauten ersetzt.

Die folgende Aufnahme entstand bei der Vermessung, wohl zeitig im Jahr 1920. Man erkennt erneut die quer verlaufende Südmauer des Grundstücks mit Bäumen dahinter. Das vorbeschriebene Gartenhäuschen wurde zwischenzeitlich entfernt. Deutlicher als auf der Aufnahme vor 1910 erkennt man in der Mauer einen Scharte mit geschrägten Seitenwänden und Hauptblickrichtung nach Osten. Dies entspricht genau der Konfiguration der Schießscharten in der sogenannten Reichenau-Mauer der Altstadt, von ca. 1475.



Blick auf die Sulz bei Berching, in Richtung Norden. Halblinks der hier interessierende Mauerzug, z. T. von der Brücke im Vordergrund verdeckt. Links im Hintergrund der Badturm, mittig die Kraus-Mühle, rechts die Kirche St. Lorenz.

Über diesen Mauerschlitze konnte einst die südliche Sulz-Seite des Areals eingesehen und ggf. per Hakenbüchse oder Musketenverteidigt werden. Damit sind wir, was die Bauzeit der Mauer anbelangt, vom Grundsatz her bereits im 15. Jahrhundert angelangt.

Diese grobe Datierung findet auf den nachfolgenden Aufnahmen Bestätigung:

Zum Zeitpunkt der folgenden Fotografie hatte der Umbau der Johannesbrücke bereits begonnen. Hier an der südlichen Quermauer war inzwischen ein Toilettenhäuschen aus Holz⁴² aufgestellt worden, welches die vorbeschriebene Sicht- oder Schießscharte verdeckt, daneben ist eine große Werkzeugkiste platziert. Eine sulzseitige Mauer erkennt man nicht, wobei jedoch Büsche und ein Bretterverschlag die Sicht behindern.



Die Vermessungsarbeiten beginnen.

Beim Heranzoomen fällt auf, dass die ca. 16 Meter lange, leicht aus der Ost-West-Richtung abweichende Mauer an beiden Enden mit sorgfältig behauenen und geschichteten Großquadern abgeschlossen wird, während das Mauerwerk dazwischen weniger aufwändig, mit leicht zugerichteten Bruchsteinen („Handquader“ und „Scherben“) und nur wenig Mörtel errichtet wurde. Das Quaderwerk zu beiden Seiten hält allerdings die Mauer zusammen und verleiht ihr eine hohe Stabilität. Spätestens mit dieser Erkenntnis ist eine Gartenmauer endgültig ausgeschlossen; diese wäre viel sparsamer ausgeführt worden. Die vorliegende Technik deutet erneut auf ein relativ hohes Alter der Mauer hin, resp. auf eine Entstehung im Mittelalter.

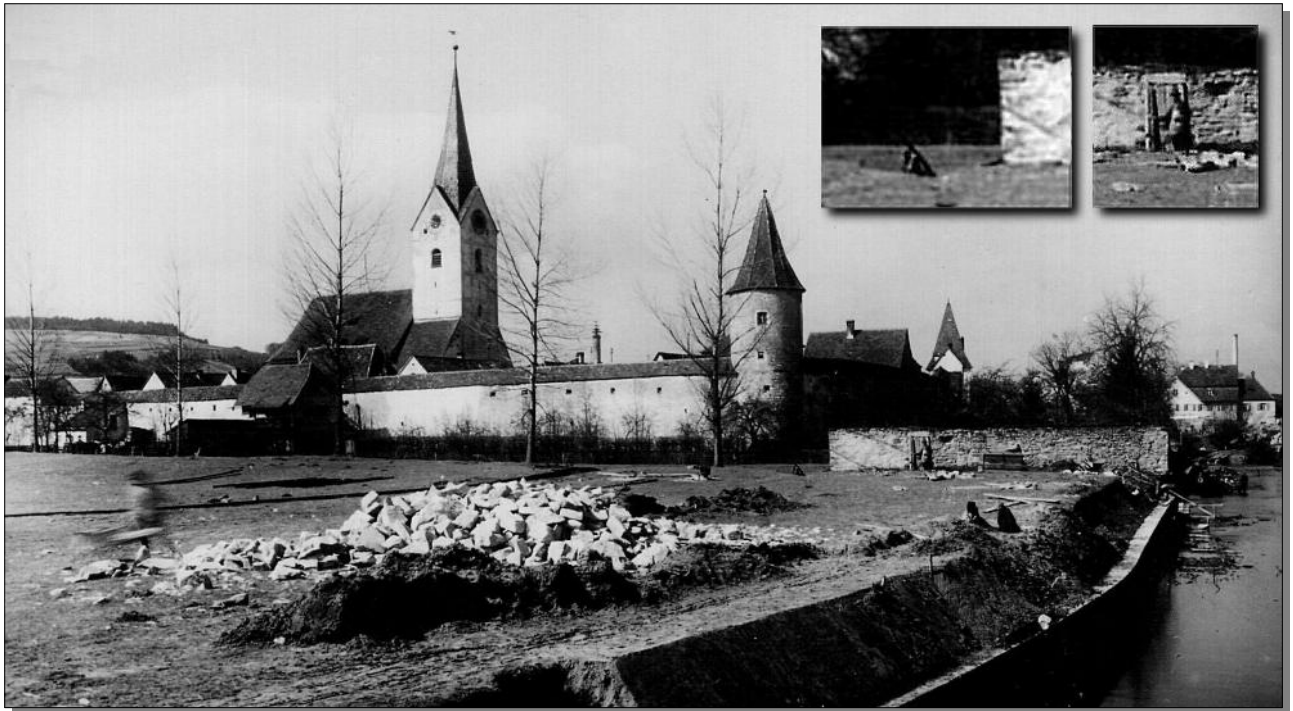
Umso mehr stellt sich die Frage: Welches Bauwerk hat diese Mauer einst umgeben und vor Blicken geschützt?

Die folgende Fotografie ist von besonderem Wert:

Wie man rechts oben im vergrößerten Detail erkennt, verlässt zum Zeitpunkt der Aufnahme ein Bauarbeiter gerade das Toilettenhäuschen. Sein Körper ist nur bis knapp oberhalb des Knies abgebildet. Das ummauerte Rechteck des Urkatasters ist also einst aufgeschantzt und mit einem mehr als knietiefen Graben umgeben worden, was auch die Gelände-Kerbe am westlichen Mauer-Eck belegt (linke Detailaufnahme).

Damit ist von einer realen Mauerhöhe von ca. 3 Metern auszugehen, wobei nur die beiden oberen Meter fotografisch erfasst sind, demzufolge auch von einer mächtigen Fundamentierung im morastigen Boden der Sulzaue. Die Verteidigungsfähigkeit der Anlage war dadurch ähnlich der Vorstadtmauer verbessert. Es ging bei diesem ummauerten Schanzenstück von ca. 16 x 45 Meter Kantenlänge vermutlich auch darum, Sulz-Hochwasser ohne Überflutung des Areals über einen Umlaufgraben umzuleiten und abzuwehren.

42 Auf den ersten Blick hin könnte man es mit einem Tor in der Mauer verwechseln, doch ist dem nicht so.



Zustand zum Zeitpunkt der Errichtung des Sulzkanals (1922/23?)

Noch etwas: Die Erbauer des Sulzkanals von 1920/22 haben auf diese Struktur sorgfältig Rücksicht genommen und bei Bau der neuen Kanalmauer, die sie extra niedrig hielten, nicht den geringsten Teil davon zerstört! Dass sie jedoch am nördlichen Ende des Areals einen Graben für die Geleise der Materialbahn ausheben mussten, zeigt folgende Aufnahme, die nun von der weitgehend fertiggestellten Johannesbrücke in Richtung Süden aufgenommen wurde.

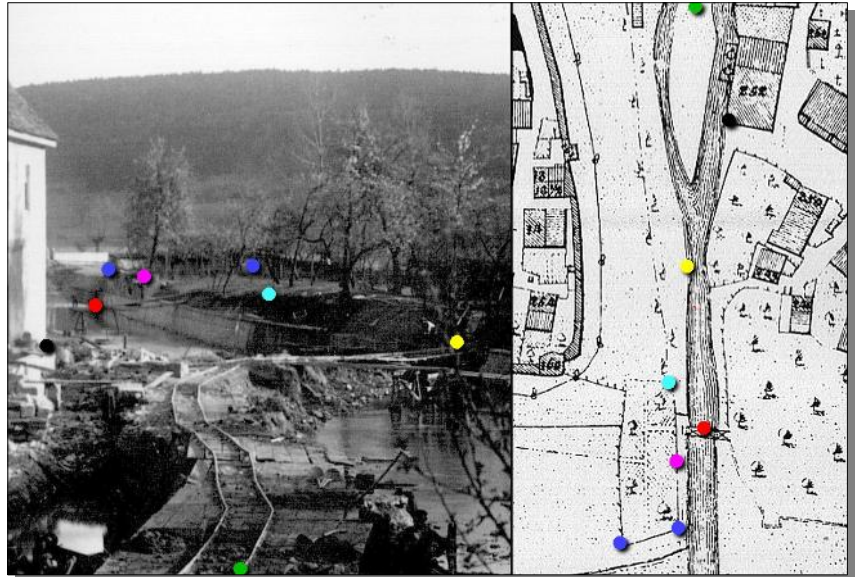
Auch auf ihr erkennt man mehrere interessante Details:



Blick von der neuen Johannesbrücke aus. Links die Kraus-Mühle mit dem Müller Josef Plank, der vor dem 1920 abgebrochenen Wasserkanal und dem demontierten Radschaufelwerk seiner aufgegebenen Mühle steht.

Wie die Lupen-Vergrößerung rechts oben zeigt, wies die Südmauer einst eine stattliche Dicke auf, wahrscheinlich von mehr als einem Meter Durchmesser, dazu eine schräge, nach innen geneigte Abdeckung, vermutlich mit Ziegeln. Die Dicke der Mauer spricht ebenfalls für eine mittelalterliche Genese der gesamten Anlage. Nur auf den ersten Blick hin hat zur Sulz hin keine gemauerte Einfriedung bestanden, auf den zweiten Blick hin stellt sich das ganz anders dar: Man erkennt in der Ferne einen wuchtigen Mauerzug direkt an der Uferkante, allerdings deutlich niedriger als die Südmauer. Wenn sich dieser gemauerte Block nicht direkt aus der Südost-Ecke der Mauer heraus entwickelt, was man leider nicht entscheiden kann, dann denkt man zunächst an den Pfeiler jener abgegangenen Fußgängerbrücke über die Sulz, die der Urkataster in Richtung Vorstadt zeigt.

Doch dies kann nicht sein, wie ein Positionsvergleich belegt. Es ist anzunehmen, dass der provisorische Holzsteg im Hintergrund (mit der kleinen, also bereits sehr fernen Person) zu jenem Seitengässchen der Mühlgasse hinüberführte, das heute nur noch eine kurze Sackgasse ist (rote Punkte). Somit liegt hier die optische Stauchung einer viel längeren Ufermauer vor, vom blauen bis zum violetten Punkt. Beim Nachmessen ergibt sich für dieses Mauerstück die beträchtliche Länge von ca. 16 Metern, was sich durch einen Brückenpfeiler nicht erklärt. So ist es



Vergleich von Bildpunkten auf dem Foto und dem Kataster von 1826.

nicht auszuschließen, dass es sich bei diesem Mauerstück um den Rest eines großen Gebäudes aus Stein handelt, das einst zur Sulz hin tief fundamementiert wurde, 1920/22 aber längst abgebrochen war. Erst nach seinem Abbruch wird die besagte kleine Brücke (rote Punkte) zum Lorenzviertel hin entstanden sein. Zum Abbruch eines früheren Gebäudes (u. U. auch mehrerer) passt der Anstieg des uferseitigen Geländes nach Norden hin (bis zum türkisen Punkt), Dieser Anstieg begründet sich fluss-technisch nicht⁴³ und kann durch liegengebliebenen Bauschutt entstanden sein kann.

Die folgende Aufnahme entstand nach Abschluss der Kanalarbeiten, vermutlich im Frühjahr 1925.



Blick auf die Südmauer. Links der Badturm, im Hintergrund die neue Johannesbrücke mit großer Bogenspannweite, die heute noch so besteht, dazu der neu gefasste Einlass des Stadtbaches und die im Verputz befindliche Kraus-Mühle.

Hier erkennt man bei entsprechender Vergrößerung das Quaderwerk der Südmauer mit ihrer Scharte am besten. Die Ufermauer wirkt bis auf einen rudimentären Rest abgetragen, doch dieser Aspekt kommt wohl nur projektionsbedingt zustande. Einen zwingenden Grund zum Abriss der 16-Meter-Mauer hätte es nicht gegeben, denn die neue Ufermauer lehnt sich an diese nur an. Die Ostbäume im ummauerten Areal blühen, es ist also Frühjahr.

Im Jahr 1950 sah das Gelände dann so aus: Der Obstbaumbestand im aufgeschanzten Mauerbezirk wirkt verwildert, zwei Fichten sind rasch aufgewachsen und sprengen fast das Geviert; sie stehen auf fruchtbarem Feuchtgrund.



Die Sulz-Partie im Jahr 1950.

Es folgt eine erste Farbaufnahme, die um 1970 entstand.



Sulz-Partie zwischen Vor- und Weststadt um 1970.

Hier zeigen sich - links unten im Bild - über der Mauer von 1920/22, bei niedrigem Wasserstand der Sulz - Reste der viel älteren, wohl mittelalterlichen Mauer, in Form eines überwucherten Verbandes von senkrecht⁴⁴

⁴⁴ Was wiederum zum Fundament eines Gebäudes passt.

stehenden Großquadern, mit einem gerade noch sichtbaren Auslass, der später besprochen wird. Etwas nördlich davon markiert ein leicht schräg gemauerter Verband von kleinen Quadern die einstige Nordostecke des alten Mauergevierts. Dass hier einst eine Brücke über die Sulz führte, ist unwahrscheinlich, denn die Stelle passt nicht exakt zur Position der Brücke in den Katasterplänen des 19. Jahrhunderts. Gut erkennbar ist das seitlich ansteigende Gelände des alten Stadtgrabens, der heute durch die pseudomodernen Einbauten von 2016 komplett zerstört ist.

Soweit unsere Auswertung der Nahaufnahmen des Geländes.

Zwei Fernaufnahmen geben weitere und in dem einen Fall sogar entscheidende Informationen.



Fotografie der Südpartie Berchings vor 1907.

Die erste Aufnahme zeigt erstmals auch die westliche Seite des Mauerbezirks. So unscharf die Aufnahme auch ist, man erkennt doch, dass hier die gesamte Mauer bis auf einen niedrigen Sockel rückgebaut ist, um zwischen schlanken Mauerpfosten einem Zaun aus Holzlatten Platz zu geben. Dieser Zaun muss eine neuzeitliche Maßnahme sein, denn man erreichte mit ihm einen besseren Lichteinfall in den jetzt bestehenden Obstgärten, und damit auch einen besseren Ertrag. Im Mittelalter wurden solche Zäune für Obstgärten noch nicht gebaut; damals wird hier noch eine Vollmauer gestanden haben, ähnlich wie im Süden und Osten, was erneut auf eine ganze andere Nutzung des Areals hindeutet.

Ein Fundstück besonderer Art stellt die zweite Aufnahme dar:



Der 1870 neu errichtete Friedhof von Berching im Hintergrund zeigt noch keine Verlängerung nach Norden (neben dem Leichenhaus), die Fotografie war damit wie die vorherige vor 1907 angefertigt worden.

Die Abbildung zeigt nicht nur den vorbeschriebenen Westzaun mit seinen Pfosten in erheblich besserer Auflösung und Ausleuchtung, sondern auch ein Bauwerk, das die vorherige, wohl etwas jüngere Aufnahme durch den Schatten der Bäume verdeckt, das aber für uns von entscheidender Bedeutung ist:

Im Norden des Geländes stand, wie gut zu erkennen ist, ein kleines, wohl gemauertes Gebäude, vermutlich ein Rechteckbau mit Sattel- oder Walmdach. Und dieses stand genau dort, wo sich der von Westen herab strömende Bach vor der Stadtmauer (aus einer Quelle im Rudertshofener Graben) einst seinen Weg in die Sulz suchte. So war an dieser Stelle reichlich fließendes Quellwasser vorhanden, das die Qualität des Sulzwassers sogar noch überstieg.

Hier – genau hier und in diesem Gebäude am Ufer der Sulz – verorten wir die Berchinger Mikwe, jenes Judenbades, des dem nebenstehenden Badturm seinen Namen gab, und das wir aus triftigen Gründen bis ins 12/13. Jahrhundert zurückdatieren!

Um einen christlichen Bau bzw. um eine kleine christliche Kapelle handelte es sich hierbei mit Sicherheit nicht, sonst hätte das vom Bistum Eichstätt im Jahr 1765/66 veranlasste Wandgemälde im Rittersaal des Schlosses Hirschberg, aus der Hand des Kunstmalers Michael Franz (nach einer Pedetti-Zeichnung von 1762), diese Kapelle ebenfalls abgebildet, und dann wahrscheinlich sogar in Übergröße, wie die Michaelskapelle, die Lorenzkirche oder die Spitalkapelle St. Cäcilia und Ottolia. Doch dies ist auffallenderweise nicht der Fall!

Ganz im Gegenteil: Es besteht an betreffender Stelle des Gemäldes eine derartige „*tabula rasa*“, dass man annehmen darf, Michael Franz sei im Rahmen der allgemeinen Judenfeindlichkeit - auch bei Teilen der Eichstätter Geistlichkeit - gezielt darauf hingewiesen worden, das alte Kulturgut der Juden an dieser Stelle zu unterdrücken. Dasselbe gilt auch für die damals noch stehende Brandruine der Synagoge.



Wandgemälde des Kunstmalers Michael Franz im Rittersaal des Schlosses Hirschberg, von 1765/66.

Man erkennt an diesem Bildbeispiel allerdings auch, dass der Pfarrer Dr. Georg Mauch fast 100 Jahre zuvor von ganz anderem Schlag war: Er hat auf seinem Bischofsgeschenk, dem Franck'schen Stich von 1690, das alte Kulturgut der Juden andeuten lassen und damit auf begangenes Unrecht hingewiesen – wenn auch in sehr diskreter Form!

Der „*damnatio memoriae*“ oder auch Verdrängung, wenn man so will, unterlag auch jener Christenmensch, der im Jahr 1796, als es bei Abmarsch der Franzosen zur Schlacht von Deining in Berching brenzlich geworden war, eine Votivtafel malte, die sich heute in der Mariahilfkirche befindet. Er nahm den Entwurf von Franck als Vorlage, merzte dabei aber alles aus, was an die einstige Judengemeinde erinnerte: Die markante Fassade der Synagoge ist einem simplen Haus in Schrägprojektion gewichen, an der Stelle des Badturms steht ein Rechteckturm, das Areal der Mikwe ist nicht eingezeichnet, und der Mauerzug an der Sulz ist so von den Schießscharten und der Schraffierung der Mauerkrone befreit und im Ganzen so weit nach Norden versetzt, dass er als historische Struktur nicht mehr erkennbar ist.



Votivtafel von 1796: Im Hintergrund die in Richtung Pollanten und Deining davon sprengenden Franzosen! Die jüdischen Strukturen fehlen, aber die Michaelskirche im Friedhof von Sankt Lorenz ist hier relativ genau in der ursprünglichen Ost-West-Ausrichtung eingezeichnet.

Die letzten Zweifel daran, dass wir den Standort des einstigen jüdischen Ritualbades von Berching gefunden haben, verschwanden, als wir von einem Bekannten den Ausschnitt eines Katasterplanes von 1836 zugesandt bekamen, der in voller Größe im Rathaus Berching hängt.

Dieser Plan weist im Gegensatz zu den Plänen von 1822, 1826 und 1850 das untersuchte Areal als „*königlich*“ aus.

In diesem kurzen Wort liegt der Beweis für unsere Hypothese!

Einen analogen Eintrag findet man in den Berchinger Katasterplänen nur bei ehemaligem Besitz des Hochstiftes Eichstätt, der bei der Säkularisierung 1802/03⁴⁵ nicht sofort in den Besitz der Stadt Berching oder eines privaten Trägers überging, sondern 1805 dem neu errichteten Königreich Bayern zugeschlagen wurde. Konkret betrifft dies die sogenannte Schätzwiese im Propst-Viertel und die Stadtmauer mit Stadtgraben, hier jeweils mit der Abkürzung „*k.*“ für „*königlich*“.



Ausschnitt aus dem Berchinger Katasterplan von 1836.

Während die beiden zuletzt genannten Liegenschaften klar dem vorherigen Besitz des jeweiligen Bischofs von Eichstätt zugeordnet werden können (wozu seit 1305 auch ehemaliger Templerbesitz gehörte), ist dies beim Mauergeviert an der Sulz mit seinem Gebäude nicht der Fall. Hätte dieses Gelände zum aufgelösten Hochstift Eichstätt gehört, dann hätte der Eichstätter Fürstbischof Raimund Anton Graf von Strasoldo (1757-1781) den Besitz durchaus in das Hirschberger Gemälde eintragen lassen, und sein späterer Kollege Johann

⁴⁵ Bis dahin hatte das Wormser Konkordat von 1122 seine Gültigkeit behalten, wonach ein „*bonum ecclesiasticum*“ von einem weltlichen Machthaber nicht einfach in ein „*bonum saeculare*“ umgewandelt werden konnte.

Friedrich Österreicher (1825-1835) hätte mit Sicherheit im Rahmen des Konkordats mit dem Heiligen Stuhl in Rom ab 1825 erneuten Anspruch darauf erhoben. Doch dies ist nachweislich nicht der Fall gewesen. Auch die Stadt Berching selbst, oder eine von Bistum unabhängige kirchliche Stiftung, wie z. B. die bis heute bestehende Spitalstiftung, oder auch Privatleute haben hier unseres Wissens nie einen Anspruch angemeldet.

Der ehemalige Besitz einer erloschenen, aber nicht formell aufgelösten Judengemeinde erklärt dieses Verhalten dagegen zwanglos!

Das königliche „Niemandsländ“ bestand allerdings nur bis 1810. In diesem Jahr verkaufte der königliche Aerar die südöstliche Vormauerpartie Berchings mit dem kleinen „Schleppingerhäusl“ an einen Privatmann namens Alois Forster aus Dietfurt. Es entstand der Bauernhof, den die älteren Berchinger noch heute wegen des letzten Nachbesitzers Daum (ab 1904) als „Daum-Anwesen“ kennen (alte Haus-Nr. 267, heute Johannesbrücke 2). In diesem Zentralgebäude einer Ökonomie ist heute das Berchinger Stadtmuseum untergebracht. Als der Brauer Franz Hilpoltsteiner 1846 dieses Haus übernahm, erhielt er vermutlich den Zuschlag für das ehemalige Mikwen-Areal. Schon bald nach dem Ankauf fiel, wie gesehen, die Ost- und Nordmauer des Areals, zugunsten einer Obstbaum-Kultur.

Uns aber bleibt als Erklärung dafür, dass dieses Areal 1846 als „königlich“ bezeichnet wurde, nur das, was wir schon ahnten oder wussten:

Dieses alte ummauerte Gelände an der Sulz, das vermutlich schon zur Zeit der Stadtgründung aufgeschantzt und trockengelegt worden war und bis in die „judenlose“ Neuzeit hinein Gebäude enthielt, entspricht dem zuletzt herrenlosen, zuvor aber jüdischen Ritualbezirk des Hochmittelalters, der bis zur Vertreibung der Juden aus dem Hochstift im Jahr 1445 in Besitz und Benutzung der Judengemeinde gestanden hatte.

Dass hier die Gemeinschaftsmikwe der Berchinger Juden stand, die man sich in etwa wie die wiederentdeckte und nun zum UNESCO-Weltkulturerbe zählende Mikwe von Erfurt vorzustellen hat, ist wegen der Nähe zur Sulz sehr plausibel, allerdings hätte man für diese Mikwe allein nicht den großen Platz von insgesamt ca. 625 Quadratmetern benötigt.



Die einstige Lage des ab 1147 angelegten Würzburger Juden-Friedhofs, Stadtansicht von Seb. Münster 1550.

Deshalb ist es möglich, ja sogar wahrscheinlich, dass sich südlich der Mikwe die Grablegen der Berchinger Juden anschlossen. Die flussnahe Lage ist dabei kein Ausschlussgrund: Als im Jahr 1147 am Nordrand der mittelalterlichen Bischofsstadt Würzburg der erste Judenfriedhof angelegt wurde, störte die Lage am Fluss Main auch nicht.

Dass sich in Berching aus diesem Gottesacker der besonderen Art kein Grabstein mit jüdischer Inschrift erhalten hat, darf angesichts des hohen Alters der Einrichtung und der wiederholten Pogrome und der Vertreibung der Juden nicht verwundern.

Wenn unsere Annahme eines Judenfriedhofs stimmt, dann sollte man zwischen diesem Friedhof und der Mikwe auch die einstige Existenz eines jüdischen Taharahauses annehmen. Das Wort „Tahara“ (hebr. טְהוּרָה) bezeichnet im Judentum den Zustand der rituellen Reinheit. In diesem Sinn wird Tahara auch als Bezeichnung für die in Taharahäusern durchgeführten Leichen-Waschungen verwendet.

Um einen frisch Verstorbenen in den Zustand der Reinheit vor Gott zu bringen, mussten die Angehörigen dessen Leichnam vor der Beerdigung in einem solchen Haus rituell waschen, wofür man dasselbe „lebendige“ Fließwasser wie die Mikwaot benötigte.

So kam es nicht selten vor, dass ein Taharahaus direkt neben einer Mikwe platziert wurde oder beide Bäder sogar unter einem Dach vereint waren, wenngleich mit getrennten Abteilungen.

Wir haben also in Berching am Südrand des Kuffer-Parks ein ganzes Ensemble an jüdischen Einrichtungen des Hochmittelalters anzunehmen, wozu neben einer mittelalterlichen Mikwe auch ein Taharahaus und ein Juden-Friedhof gehörte.

Da nichts mehr davon sichtbar ist und auch keine Quelle darüber berichtet, weiß heute keiner davon. So laufen die vielen Passanten über dieses Stück geweihten Bodens ahnungs- und achtlos hinweg.



Dieses alte Häuschen in Altstadt an der Iller war bis 1942 Mikwe und Taharahaus in einem.

Und noch etwas: Mikwe und Taharahaus, die hier standen, speisten ihr Wasser entweder aus der Sulz oder aus dem schon erwähnten, von Westen herabfließenden Quellbach ein, der die Stadtmauer ab dem Gredinger Tor nach Südosten umfloss.⁴⁶

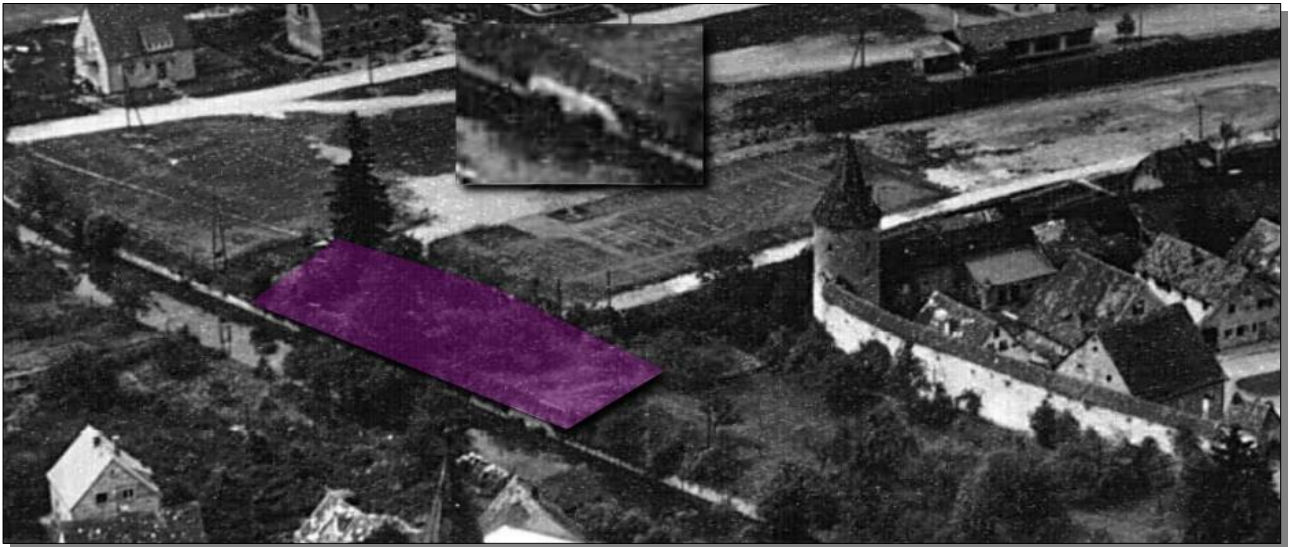
- Gesetzt den zweiten Fall, musste dieser Bach nach der Befüllung der Anlagen in die Sulz wieder ausgeleitet werden. Unabhängig davon mussten die Wasser des Stadtgraben ebenfalls in die Sulz ausgeleitet werden, was einen zweiten, von Mikwe und Taharahaus unabhängigen Auslauf erforderte - vorausgesetzt, dass zur Zeit der Nutzung (Ende 12. bis Mitte 15. Jhd.) der vorgeschaltete Wassergraben an der Stadtmauer bereits existierte.
- Falls jedoch dieser Wasserlauf erst durch die Bautätigkeit des Bischofs Wilhelm von Reichenau um 1475 zustande kam, also zu einer Zeit, als die Juden Berching bereits verlassen hatten, was wahrscheinlicher ist, dann musste in den beiden Jahrhunderten zuvor das Wasser der Sulz in Mikwe und Taharahaus ein- und anschließend über einen zweiten Kanal auch wieder ausgeleitet worden sein.

So oder so: In jedem Fall waren in der Ufermauer der Sulz für den Betrieb der Anlagen zwei Ein- und Auslässe nötig, und nicht nur einer!

Unter diesen Aspekt überprüften wir alle zur Verfügung stehenden Fotografien und wurden wieder fündig:

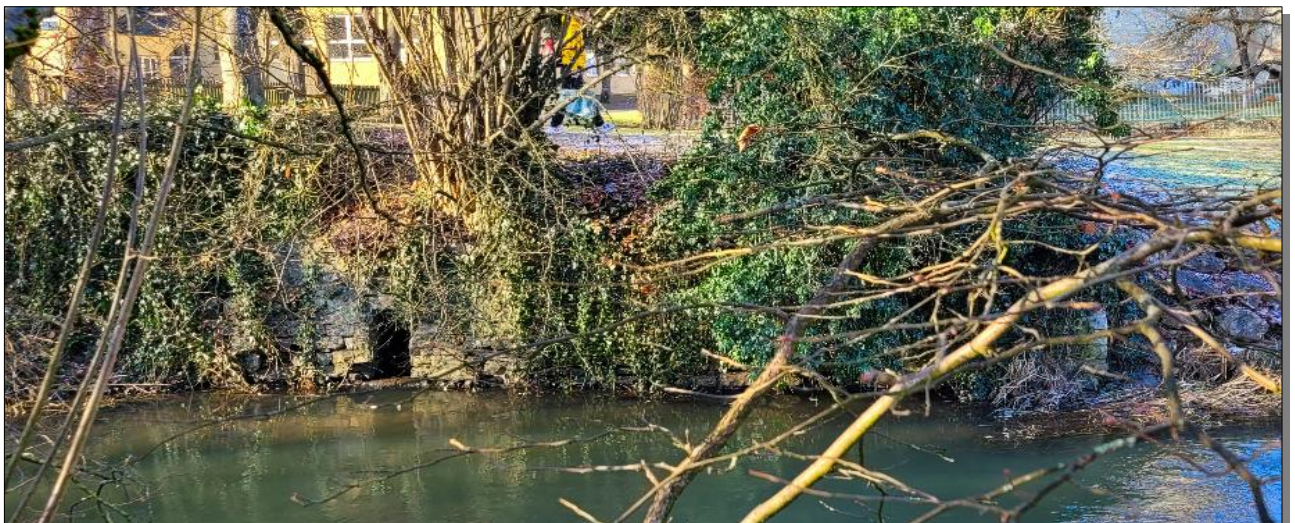
Eine Luftaufnahme des Areals vor 1938 – die erste Grundschule Berchings war noch nicht errichtet – zeigt, dass es tatsächlich zwei rundbogige Wasserauslässe in der Sulzmauer von 1920/22 gab, die durch den Umbau des Kuffer-Parks vor wenigen Jahren verloren gingen. Der südliche Auslass (siehe Vergrößerung in der Mitte oben) könnte aus der ehemaligen Mikwe gekommen sein, während der nördliche den Stadtbach in die Sulz einleitete. Oder beide gehörten zur ehemaligen Mikwe, was aber insofern unwahrscheinlich ist, als die Form dieser Einlässe für eine neuzeitliche Entstehung (ggf. auch Renovierung) spricht.

⁴⁶ Abschnitte dieses Baches, der einst auch die Berchinger Stadtmühle mit Wasser versah, liegen heute noch frei.



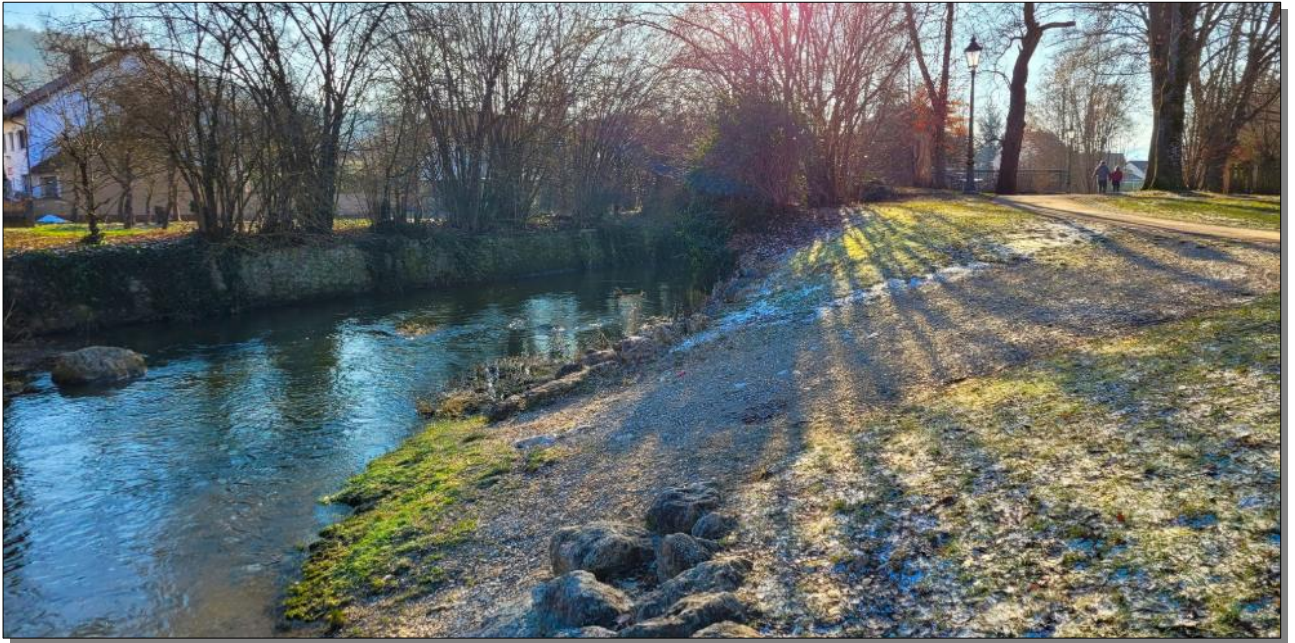
Luftaufnahme aus der Zeit vor 1938. Das jüdische Areal der Katasterpläne schwach violett unterlegt.

Wir haben deshalb im Januar 2024 das Gelände bezüglich der offenen Fragen selbst untersucht und die westliche Sulzmauer fotografisch dokumentiert. Die beiden rundbogigen Einlässe der Luftaufnahme fanden wir nicht mehr, allerdings weiter südlich einen rechteckigen Einlass, den schon die Farbaufnahme von ca. 1970 gezeigt hatte. Er könnte sich auch auf die alte Mikwe beziehen, zumal er zum Zeitpunkt der Aufnahme, als der Stadtmauerbach stark wasserführend war, keinerlei Wasser in die Sulz einspeiste.



Die westliche Sulzmauer in Höhe des Wegs zwischen Grundschule und dem Anwesen Hofbauer an der Stadtmauer: Der Einlass ist gut zu sehen, sauber mit Kalksteinquadern geschichtet. Das Ende des Parkareals markiert die Mauerecke rechts.

Dass an einem derart geweihten Ort im 20. Jahrhundert „Volksfeste“ stattfanden und dass heute Grundschüler und Spaziergänger achtlos darüber hinweggehen, macht uns schauern: Es ist im Grunde genommen unverzeihlich!



Das Nordende des umgebauten Kuffer-Parks im Januar 2024: Durch die „Renaturierung“ ist nicht nur die Ufermauer von 1920/22 komplett zerstört worden, sondern möglicherweise auch der nördlichste Teil der Mikwe. Gut erkennt man im Hintergrund den ehemaligen, aufgeschanzten Gartenbereich, der heute mit Buchen bewachsen und von einem Weg durchzogen ist (Abbildung am Ende dieser Arbeit). Zur Linken - unter dem Busch am Sulzufer - liegt die Nordostecke des gemauerten Bereichs der ehemaligen Mikwe.

Die beiden Manzelhäuschen und ihre Wege zum Ritualbad

Am östlichen Kopfe des Dr.-Grabmann-Platzes findet man unter der heutigen Hausnummer Badgasse 5 und der einstigen Nr. 13 ein Häuschen mit weit herabgeschlepptem Dach, das wir bereits in Zusammenhang mit dem Vorbesitzer Hans Aigner (um 1693) beiläufig erwähnt haben. Dieses kleine Haus steht direkt vor der Stadtmauer, neben dem sogenannten Schießturm. Es ist heute ebenso wie sein kleiner Beigarten mit Kleintierstall verlassen und verwahrlost. Dieses Anwesen trägt nach dem Häuserbuch der Stadt Berching den alten Hausnamen „Manzelhaus“. Folgende Fotografien zeigen den trostlosen Anblick heute und um 1910.



Das verlassene Manzelhäuschen am Dr.-Grabmann-Platz, Zustand im Januar 2024.



Der verwahrloste Beigarten des Manzelhäuschens am verwahrlosten Schießturm (städtischer Besitz) im Januar 2024.



Das Manzelhaus war um 1910 noch bewohnt.

Im Häuserbuch ist von 1693 bis heute kein Besitzer namens „*Manzel*“ genannt, in den Kirchenmatrikeln ab 1586 auch kein Berchinger Bürger dieses Namens belegt. Die Namensgebung geht vermutlich ins 15. Jahrhundert zurück, vielleicht sogar noch viel weiter. Wir nennen dieses Haus „*Manzelhaus 1*“.

Denn frappierenderweise gibt es in Berching ein weiteres Haus dieses Namens, von fast gleicher Konfiguration und fast auf derselben geografischen Höhe. Es steht in nur 90 Meter Luftlinie Entfernung auf der anderen Seite der Sulz, also dort, wo im Lorenzviertel – abgesehen vom Dr.-Grabmann-Platz - die ältesten Anwesen Berchings stehen.

Die folgenden Fotografien zeigen den Zustand dieses zweiten, ebenfalls verlassenen „*Manzelhauses 2*“ mit der alten Hausnummer 247, heute Mühlgasse Nr. 10. Es weist bis 1720 keinen Vorbesitzer dieses Namens auf und zählt wie das Manzelhaus 1 am Dr.-Grabmann-Platz zu den bescheidensten Anwesen Berchings.

Als sogenanntes „*Leerhäusel*“ besaß es zur Selbstversorgung nur einen kleinen Pflanz- und Würzgarten, zunächst aber keinen Feld- oder Ackerbesitz. Ein Scheune und ein Kleintierstall (Hühner, Schaf oder Schwein) kamen erst später hinzu.

Ausnahmslos arme Leute wohnten früher in solchen Häusern, Austrägler, Tagelöhner, Maurer u. ä., aber keine Reichen.

Hinter dem Manzelhaus 2 befand sich im 19. Jahrhundert die Brandstätte eines weiteren Hauses mit der alten Nr. 248⁴⁷, die 1709 überbaut wurde und anschließend „Sixlhaus“ hieß. Wenn in diesem alten Hausnamen das Wort „Sax“, „Sachs“ oder „Sechs“⁴⁸ steckt, dann könnte das niedergebrannte Haus einst auch in jüdischem Besitz gestanden haben!



Das Manzelhaus 2 in der Mühlgasse, heute an ein jüngeres Anwesen angebaut, verlassen und verwahrlost. Man beachte die Spließdeckung des Daches, die durch inneren Einsatz von Holzspließen an den Ziegelstößen zustande kam und ca. 30 Prozent Ziegelmaterial sparte (im Vergleich zum normalen, überlappenden Ziegeldach). Im alten Berching gab es viele Häuser mit dieser Spardeckung. Sie funktionierte nur bei einem rel. steilen, unbeheizten und gut belüfteten Kaldach, mit Abtrocknung der Holzspließe nach dem Regen. Hinter dem Haus steht halbverfallen eine kleine Scheune, die vermutlich jener Landwirt Hackner hinzubaut, der 1933 das Haus und dazu erstmals auch Wiesenland erwarb.



Das verlassene Manzelhaus 2 in der Mühlgasse 10, seit 1933 eine kleine Hofstelle. Blick von Westen, Januar 2024.

47 Das Haus ist inzwischen durch einen modernen Garagentrakt ersetzt.

48 Vorkommen in der Vad-Yashem-Datenbank (inklusive aller Derivate): 4638-mal!

Dem Geheimnis der beiden gleichnamigen Anwesen, die im Mittelalter wohlgermerkt „Häuser ohne Land“ waren, kommt man am ehesten auf die Spur, wenn man sich bewusst macht, dass der Familienname „Manzel“ eindeutig jüdischen Ursprungs ist – ebenso wie das noch viel häufigere Derivat „Menzel“.

Allein die Zentrale Datenbank der Gedenkstätte Yad Vashem in Jerusalem, die alle Opfer des Holocaust auflistet,⁴⁹ nennt diesen Familiennamen in unterschiedlichen Schreibweisen bei 499 getöteten Personen! In den Telefonbüchern der Welt waren im Jahr 2014 788 Personen dieses Namens gelistet,⁵⁰ davon die meisten in Deutschland (342 Personen), am zweithäufigsten in den USA (144 Personen, wobei dort im Jahr 1880 nur 34 Manzel nachweisbar waren), am dritt- und vierthäufigsten in Polen und Israel (80 und 63 Personen). Alle anderen Länder fallen unter die Rubrik „Ferner liefen“. Auch dieses Verteilungsmuster spricht klar für die jüdische Genese des Namens, mit Umsiedlung der Manzel von Deutschland nach Amerika Ende des 19. Jahrhunderts und nach Israel nach dem Holocaust 1942/45. In 121 Fällen ist „Manzel“ übrigens auch als jüdischer Vorname nachgewiesen.

Über die Etymologie des Namens ist man sich nicht ganz einig: Zum Teil geht man von einer Entstehung in den früheren Ostgebieten aus und interpretiert das Wort „Manzel“ im Sinne von „Kleinod“. Andere gehen von der Verballhornung des Namens eines der 12 Stämme Israels⁵¹ aus, „Manasse“.⁵²

Andererseits könnte in dem Wort „Manzel“ auch ein Sach- oder Funktionsbegriff indogermanischer Prägung verborgen sein, was besonders dann überlegenswert ist, wenn in einem Ort gleich zwei Häuser dieses Namens auftauchen, wie im vorliegenden Fall: Im Althochdeutschen bedeutet das Wort „manzil“ so viel wie „Haus, Kontroll- oder Zollstätte“, im Altpersischen das Wort „manzel“ so viel wie „Rastplatz, Haus, Heim, Wohnung“, dazu das Wort „manzelah“ „Stellung, Rang, Stufe“ und „manazel“ (Plural) „Häuser, Ebene“.

Wie dem auch sei: Wir gehen mit Berechtigung davon aus, dass die beiden Manzel-Häuser in Berching einst Juden gehörten, wozu nun bestens der fehlende Grundbesitz passt, dessen Erwerb den Juden früher grundsätzlich verboten war. Allerdings müssen wir beim Stand der Dinge offen lassen, zu welchem Zeitpunkt Juden für die beiden Häuser namensgebend wurden. Vor dem 30-jährigen Krieg (1618-1648) sollte es gewesen sein, wahrscheinlich sogar vor dem Jahr 1445, als die Juden aus Berching und dem Hochstift Eichstätt vertrieben wurden!

Wenn wir die topografische Situation der beiden Häuser ins Auge fassen und das einstige Judenbad in unsere Überlegungen einbeziehen, kommen wir ein kleines Stück weiter: Das Bad lag, wie folgende Luftaufnahmen unterschiedlicher Zeitstellung belegen, zwar etwas weiter südlich als die beiden Häuser, aber in Ost-West-Richtung genau zwischen ihnen.



Luftaufnahme vor 1938: Roter Pfeil links = Manzelhaus 2, roter Pfeil rechts = Manzelhaus 1. Das rot gefärbte Areal links oben beschreibt den jüdischen Bad-Bezirk. Halb verfallen zwischen Kirchturmspitze und rotem Pfeil das „Sixlhaus“.



Luftaufnahme um 1970, andere Perspektive: Blaue Pfeile = beide Manzelhäuser, blau gefärbte Fläche = einstiger Badbezirk.

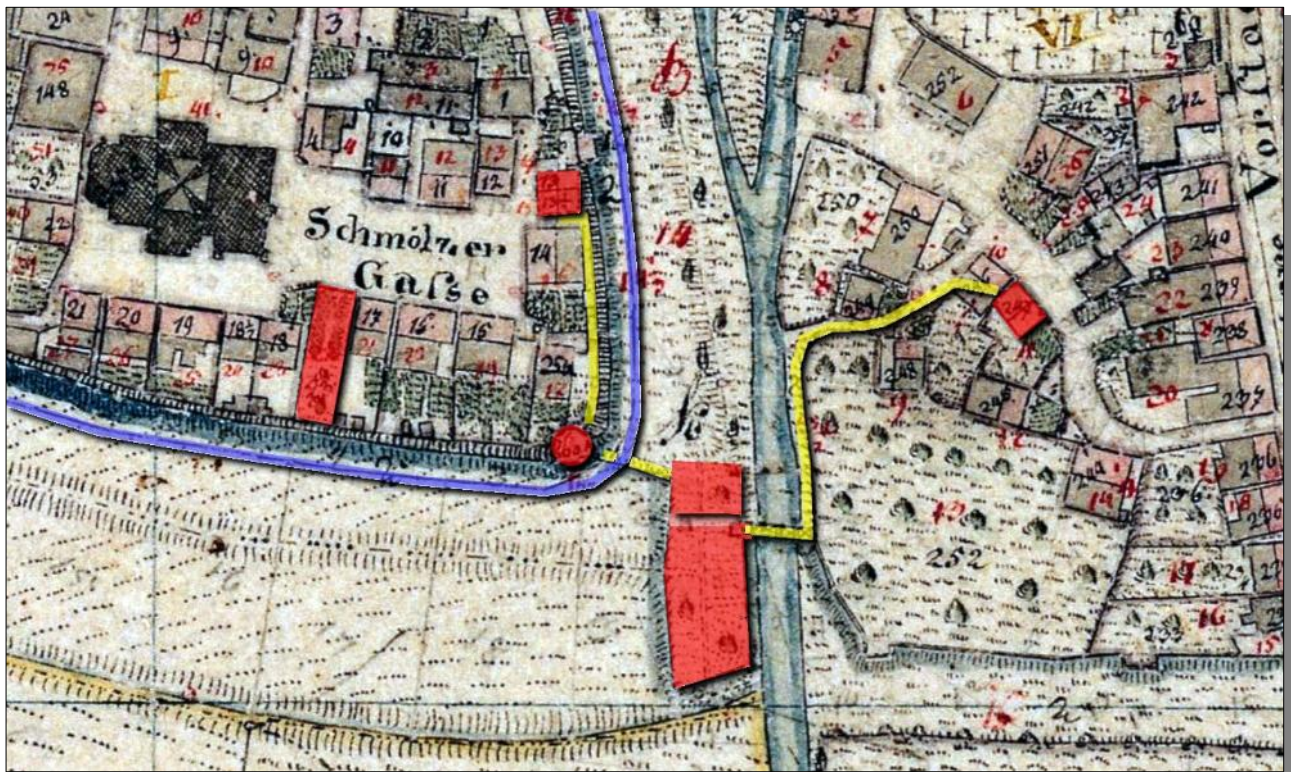


Luftaufnahme von Südwest: Blaue Pfeile = beide Manzelhäuser, blau gefärbte Fläche = einstiger Badbezirk. Links unten gerade noch zu erkennen die einstige Synagoge.

Ein Blick in die Katasterpläne aus der 1. Hälfte des 19. Jahrhunderts zeigt, dass einst von beiden Manzelhäusern aus bequeme Fußpfade direkt zum Badbezirk führten:

- Der westliche Pfad verlief vom Manzelhaus 1 entlang der Stadtmauer bis zu einem Durchlass in der Südostecke. Von dort überquerte er den Stadtgraben, bis er den Badbezirk erreichte. Die Parzellen der Anwesen Nr. 14 (heute Dr.-Grabmann-Platz Nr. 8, „Metzgerei Lindl“) und 25b (heute Dr.-Grabmann-Platz 9, „Mosandlhaus“) tangierten deshalb nicht wie heute die Stadtmauer, sondern ließen für diesen Pfad extra einen Streifen frei.

- Der östliche Pfad lief vom Manzelhaus 2 aus über eine Seitengasse der Mühlgasse bis an das östliche Ufer der Sulz, folgte dann dem Lauf der Sulz ein Stück nach Süden, ehe er über eine Fußgängerbrücke direkt in den Badbezirk am Westufer eintrat.



Ausschnitt aus dem Urkataster von 1822: Rote Flächen = jüdische Anwesen inklusive des nicht-jüdischen Badturms, gelbe Linien = die einstigen Fußpfade, blau Linie = Bach im Stadtgraben.

Unter Berücksichtigung dieser Information gehen wir davon aus, dass in jedem „Manzelhaus“ jeweils ein Aufseher des Ritualbades wohnte, bei dem die badewilligen Juden ihre Gebühr bezahlten und dann den Schlüssel zum versperrten Badbezirk erhielten. Nach dem Bad gaben sie ihn hier auch wieder ab. So findet der Begriff „Manzelhaus“ seine augenfällige Erklärung als Amtshaus, so klein es auch war - aus den oben genannten etymologischen Ableitungen heraus: „Haus, Kontrollstelle, Rang“. Ob der Name im Lauf der Zeit auf die Familien überging, die dort wohnten, wissen wir nicht, aber wir halten es für gut möglich.

Warum aber benötigte man zwei Manzelhäuser dieser Art? Heißt das, dass auch im Lorenzviertel östlich der Sulz Juden wohnten, die Anschluss brauchten?

Wir glauben nicht, dass letzteres für die Zeit der ersten Judenpräsenz in Berching zutrif (von Ende des 12. bis zur Mitte des 15. Jahrhunderts). Im „Dorf Berching“ beim alten Karolingerhof hatten sich im Schatten der Lorenzkirche damals vornehmlich Bauern und einige Handwerker niedergelassen, mit dem einstigen Meierhof als Zentrum (heute Hotel „Post Berching“), dem Sitz niederadeliger Ministerialen, erst der Pabonen, dann der Hirschberger. Niemand hätte damals Teile des Eigenbesitzes oder der Grundherrschaft an Juden schenken oder verkaufen dürfen; dies kam erst später. In dieser Einschränkung liegt u. E. auch der Grund, dass sich nicht nur die Juden, sondern knapp vor ihnen auch der Templerorden am westlichen Ufer der Sulz ansiedeln musste, im „walzenden“⁵³ Brachland der Flussaue, woraus später die Weststadt Berching entstand.

Verständlich werden beide Manzelhäuser und ihr unterschiedlicher Zugang zum Ritualbad nur, wenn man sie auf der Zeitachse trennt. Dies verdeutlichen im Folgenden zwei Detailkarten mit ihren Einzeichnungen.

53 Der Begriff „walzend“ beschrieb im Mittelalter und in der frühen Neuzeit Grundstücke, die keine Abhängigkeit von einem bestimmten Grundherren aufwiesen und deshalb frei veräußert werden konnten.

Zuvor wollen wir nochmals die Stadtgeschichte aufrollen und im Hinblick auf die Entstehung der Stadtmauer in Zeitabschnitte einteilen:

Die Weststadt Berching entwickelte sich nach 1170, zunächst noch unter der Herrschaft der Riedenburger und Regensburger Pabonen, dann unter den Grafen von Hirschberg als deren Rechtsnachfolgern. Zu einem Zeitpunkt x, den wir nicht näher eingrenzen können, wurde die künftige Stadt nach dem von Peter Klink wiederentdecktem Pentagramm-Prinzip⁵⁴ vermessen und ausgestreckt. Anschließend entstand westlich der Sulz ein trapezoider Bebauungsbereich, der unter Ausbildung des Stadtgrabens und eingebrachter Drainage und Faschierung (Ablehmpackungen auf Astwerk) erst trocken gelegt und zum Plateau aufgeschantzt werden musste, ehe er zur inneren Bebauung freigegeben war. Wenig später oder vielleicht sogar schon zuvor erfolgte in einem Klima der Toleranz, das speziell die Zeit der Pabonen prägt, die örtliche Ansiedlung der Templer und der Juden, wobei letztere alsbald ihre verfasste Gemeinde innerhalb der christlich geprägten Stadt gründeten und mit allen notwendigen Einrichtungen der mosaischen Religion versahen. Dies haben wir bereits geschildert.

Im Jahr 1298, als die Rintfleisch-Horden die Berchinger Juden töteten, war Berching bereits eine veritable Stadt, die vom letzten Hirschberger per Testament auf das Hochstift Eichstätt übergegangen war, was allerdings erst nach erheblichen Streitigkeiten mit den Wittelsbacher Herzögen im Jahr 1305 rechtskräftig wurde. Zu diesem Zeitpunkt war die Stadt bereits mit einer ersten Mauer umgeben, allerdings im Inneren nach wie vor nicht vollständig bebaut, sodass der Propst von Eichstätt noch fast ein ganzes Stadtviertel im Nordwesten für sich in Beschlag nehmen konnte. Der Handelsplatz der Juden war damals nicht die zentrale Marktstraße, die ihre Bedeutung erst viel später gewann, sondern eben der Dr.-Grabmann-Platz, diametral dem Propstei-Viertel gegenübergelegen. Dieser Platz ist sozusagen der erste Marktplatz Berchings, und er diente den Juden in erster Linie als Umschlagplatz für Tiere, denn die im Reich ansässigen Juden waren seit alter Zeit vornehmlich Viehhändler. Hier trieben sie die südlich der Donau angekauften Tiere, Rinder und Pferde, zum Weiterverkauf an die Bauern der Umgebung auf, hier trieben sie auch noch anderweitigen Handel. Wenn also heute vom „*historischen Viehmarkt*“ in Berching die Rede ist, dann ist er im Grunde genommen den ersten Juden am Ort zu verdanken, also gerade jenen Frauen und Männern, die 1298 unter dem „*König Rintfleisch*“ für ihre erfolgreichen Aktivitäten einen schrecklichen Blutzoll zahlten. Die Juden gaben dennoch - von Zeiten der Vertreibung und Dezimierung abgesehen - den Viehhandel im Herzogtum Bayern nie ganz aus der Hand und steigerten ihn sogar ab dem 17. Jahrhundert in enormen Umfang, so auch in Berching.

Die formale Gründung der Stadt erfolgte in dieser ersten Blütezeit, auf die nur zeitweise ein schwarzer Schatten fiel. Mit der urkundlichen Ersterwähnung einer Stadt dauert es im Regelfall aber immer etwas länger: Im Jahr 1296, also kurz nach dem Judenpogrom, wird Berching allerdings bereits als „*oppidum*“⁵⁵, also als „*mauer-umgürtete Stadt*“ bezeichnet. Im Jahr 1314 ist dann auch von der „*civitas*“, der Berchinger Bürgerschaft, die Rede, und 1320 findet man auf einem Fragment des Stadtsiegels erstmalig den Begriff „*stat*“. Noch vor 1245 wurde dem Ort durch die Grafen von Hirschberg das christliche Markt- und Handelsrecht verliehen, unter dem Bischof von Eichstätt auch die niedere und hohe Gerichtsbarkeit. In der Gründungsurkunde des Berchinger Bürgerspitals vom 28. Dezember 1354 ist konkret vom Spital „*außerhalb der Stadtmauer*“ die Rede.

Wie hoch diese Stadtmauer 1 war und wie sie aussah, lässt sich noch heute gut an einem Versatz der äußeren Mauerschale in der östlichen Stadtmauerpartie ablesen. Erst in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts wurde diese Mauer verstärkt, weiter erhöht und mit jenem bedachten Wehrgang unter Ausbildung zahlreicher Schießscharten versehen, der heute noch besteht. Es war Fürstbischof Wilhelm von Reichenau (1426-1496), der die wehrhafte Stadtmauer 2 errichten ließ. Diese „*Reichenau-Mauer*“ prägt heute das gesamte Stadtbild.

54 Vgl. hierzu unsere Arbeiten unter der URL: <https://www.robl.de/pentagramm/pentagramm.html>, speziell Peter Klink, Werner Robl: Ausgewählte Planstädte im ehemaligen Nordgau, Berching 2016, URL: <https://www.robl.de/pentagramm/staedte/nordgau.html>.

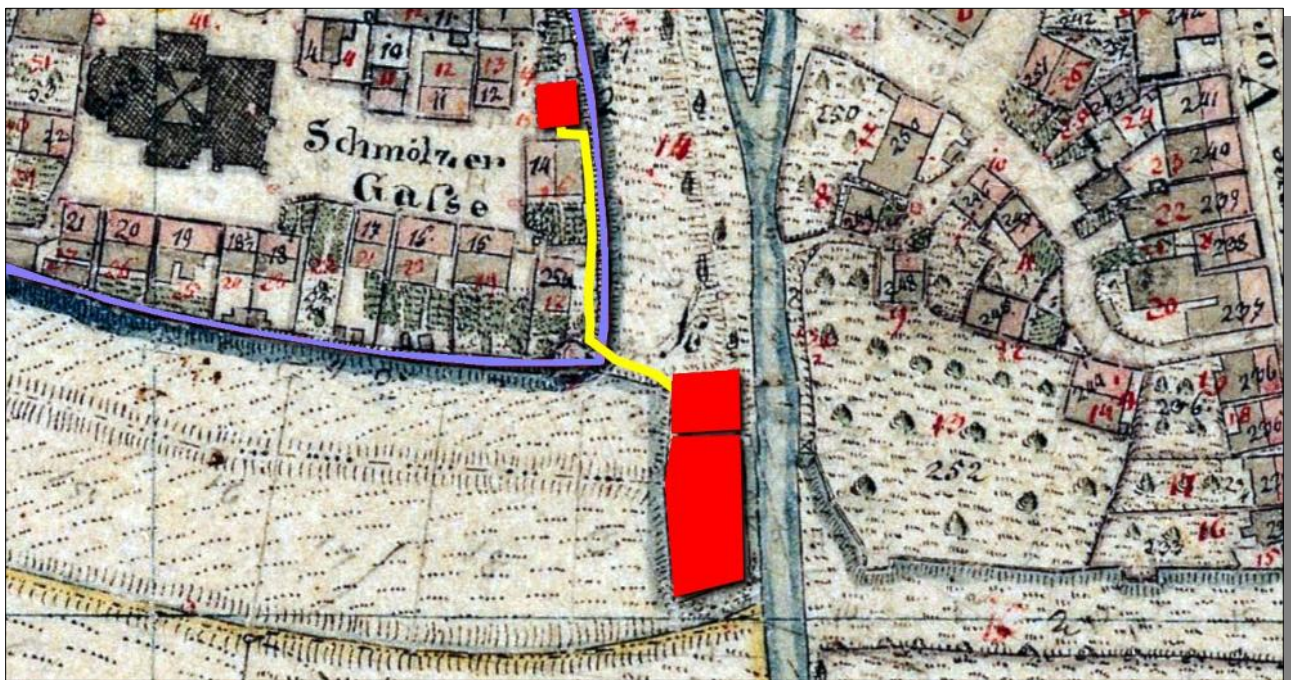
55 Vgl. „*oppido in Pirichingen*“, Vermächtnis Graf Gebhards von Hirschberg vom 15. März 1296.



Stadtmauer nördlich des Badturms. Deutlicher Mauerversatz zwischen der ersten und zweiten Stadtmauer Berchings. Oben kleine Fenster und umgekehrte Schlüsselloch-Scharten.

Unter Berücksichtigung dieser Abfolge mache man sich bewusst: Die Judengemeinde von Berching war fast die gesamte Zeit ihres Daseins und Wirkens mit der älteren Stadtmauer 1 konfrontiert!

Dies hat Johann Franck in seinem Stich des Jahres 1690 nachvollzogen, in Reminiszenz an frühere Zeiten (vgl. Abb. vorn). Der Badturm war zur Zeit der Stadtmauer 1 noch nicht gebaut, deshalb verschob ihn der Kupferstecher auch der Ecke nach Norden. Dagegen zeichnete er den Bach des Stadtgrabens ein, obwohl dieser in alter Zeit noch nicht um den Mauerring der Stadt herumgeleitet war, sondern zur Stadtmauer 2 gehört. In der Südostecke der Stadtmauer 1 befand sich eine kleine Ausfallpforte, die der Stecher Franck einfach vergaß. Durch diese Passage für max. eine Person konnten die Juden, nachdem sie im Manzelhaus 1 den Schlüssel geholt hatten, problemlos durch den noch trockenen Stadtgraben hinüber zu ihrem ummauerten Badbezirk an der Sulz gehen und zurück. Ein Zugang von jenseits der Sulz war zu dieser Zeit nicht nötig, die gesamte Judengemeinde befand sich westlich der Sulz. Diese Konstellation zeigt folgende Abbildung:

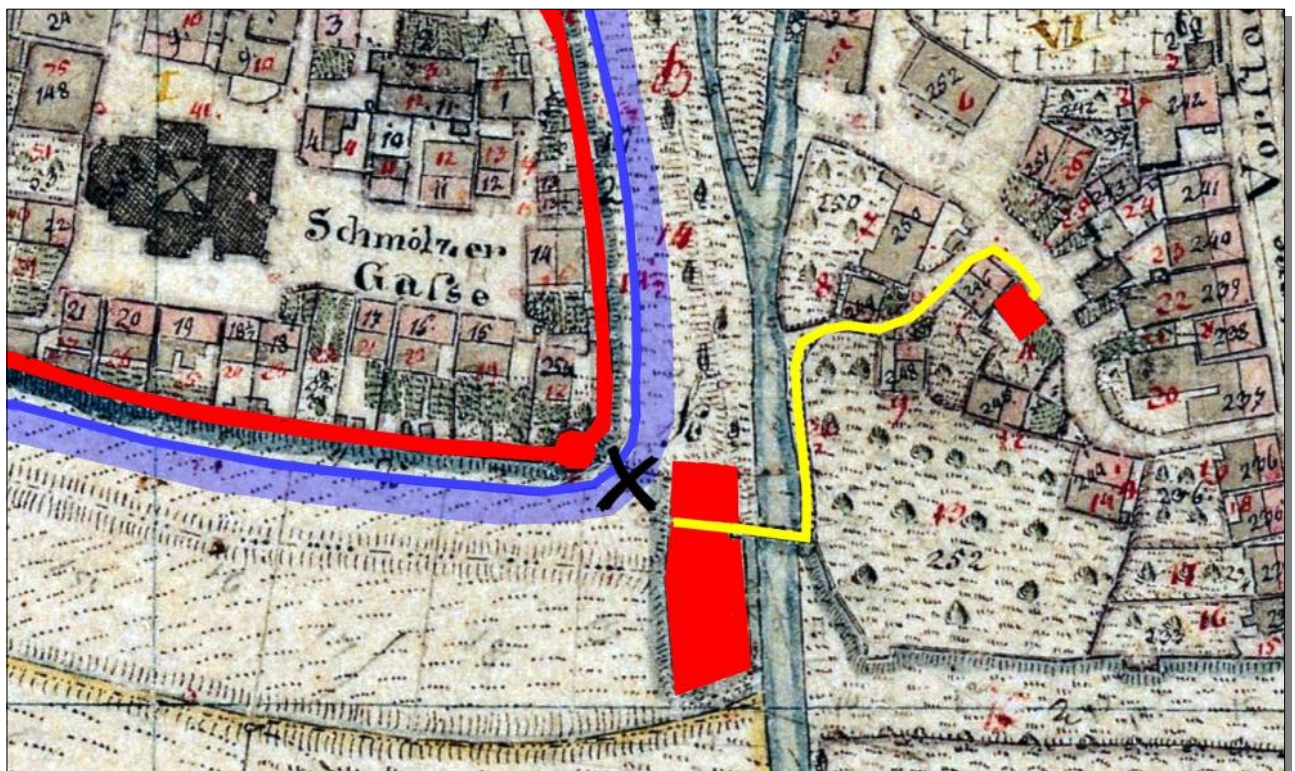


Zustand der Stadt und des Judenviertels bis ca. 1350. Rot das Menzelhaus 1 und der Bad-Bezirk, gelb der Fußpfad zwischen beiden Einrichtungen, blau der erste Stadtmauerring der Stadt. Der Ort der Synagoge ist nicht markiert.

In der Stadt Worms trug ein aus gleichen Gründen errichteter Durchlass in der Stadtmauer den Namen „Judenpforte“. Über diese konnte man auf dem kürzesten Weg von der Innenstadt direkt an das Ufer des Rheins gelangen. So wollen wir nun auch den Durchlass beim Berchinger Badturm nennen, denn einem anderen Zweck als dem in Worms vorliegenden diente dieser nicht.

Nach den Pestzügen 1348/49⁵⁶ stiegen seitens der christlichen Bürgerschaft Berching die Ressentiments gegen die Juden und endeten in einem erneuten Program. Es mag es sein, dass man schon damals aus Schickane den Stadtgraben flutete, sodass plötzlich ein freier Zutritt zum Ritualbad von Westen her nicht mehr möglich war. Vielleicht sind die Juden von Berching schon damals auf die Vorstadt ausgewichen, selbst wenn die einen wesentlich längeren Anmarsch zum Badbezirk nach sich zog, und haben als Ersatz für das Manzelhaus 1 in der späteren Mühlgasse das Manzelhaus 2 als Kontrollstelle errichtet. Von diesem führte nun ein Fußpfad entlang der Sulz zum Bad und man konnte diesen Bezirk über einen Holzsteg von Osten her betreten und so die Mikwe weiterbenutzen.

Schon zu dieser Zeit, spätestens jedoch an der Wende zum 15. Jahrhundert, stieg bei den Städten und ihren Bürgern erheblich die Gefahr durch feindliche Überfälle, durch Beschuss und Kanonade. Das Schwarzpulver war längst erfunden (um 1340), es folgten alsbald als neue Waffengattungen sogenannte Hakenbüchsen (mit Eisenkugeln), Steinbüchsen (mit Kanonenkugeln aus Dolomit) und zuletzt auch größere Geschütze (mit Eisenkugeln). Im 14. und 15. Jahrhundert begannen zunehmend diese schwere Waffen den Markt zu fluten, speziell aus der Waffenschmiede Nürnberg heraus; sie stellten alsbald für die Städte und ihre Mauern eine schreckliche Bedrohung dar. Als Vorsichtsmaßnahme wird man in Berching spätestens um 1440 den südlichen Stadtgraben mit Wasser geflutet und die Juden-Pforte in der Stadtmauer zugemauert haben. Ein Erreichen des Ritualbades von Westen her war ab sofort unmöglich, es blieb den verbliebenen Juden nur der Zugang von Osten. Wenig später wurden sie vertrieben. Diese Situation zeigt folgende Abbildung:

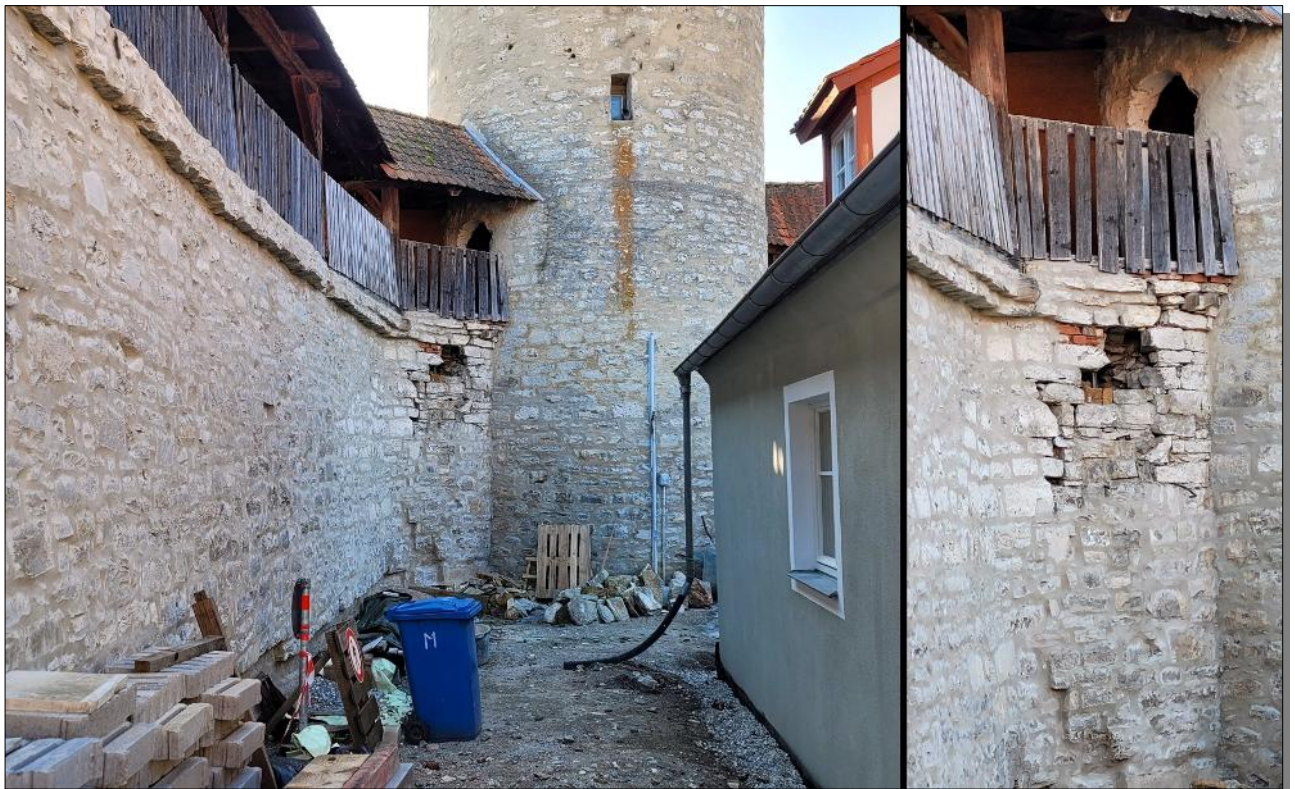


Der Stadtgraben ist geflutet, die Judenpforte ist vermauert, der Stadtmaerring hermetisch verschlossen, es bleibt nur der Zugang zur Mikwe von Osten.

⁵⁶ Wir wissen zwar mangels dokumentarischen Nachweises nicht, ob und in welchem Umfang die Pest Berching direkt betraf, anzunehmen ist es jedoch schon, denn das Bürgerspital Berching wird nicht umsonst zur Besserung der Stadthygiene gerade im Jahr 1348 geplant und spätestens 1355 fertiggestellt worden sein.

Erst nach Abzug der Juden im Jahr 1445 wird man ins Auge gefasst haben, die spitzwinkelige Ecke der Stadtmauer in diesem Bereich zu kappen und mit einem mächtigen Rundturm zu versehen – eben dem Badturm. Dieser musste im Gegensatz zu den meisten anderen Türmen der Stadt – insgesamt 12 an der Zahl (heilige Apostelzahl) – nun zwingend als Rundturm ausgeführt werden, denn als solcher hielt er einer Kanonade wesentlich besser stand als die älteren Ecktürme der Stadt. Damit ist der Badturm ein schönes Exemplarium für die Stadtdefension im späten 15. Jahrhundert. Konkret verwirklicht wurde er zu einer Zeit, als die Kriegsgefahr im Hochstift Eichstätt enorm gestiegen war, um 1475. Auch er gehörte zum Defensionsprojekt des Fürstbischof Wilhelms von Reichenau. Im Jahr 1504 wäre im Landshuter Erbfolgekrieg die neue Stadtmauer nördlich des Mittleren Tors durch schweren Beschuss brandenburgisch-ansbachischer Truppen fast in Trümmern zerfallen; die damals entstandenen Mauerbreschen sieht man noch heute. Damals ging die gesamte Vorstadt Berchings in Flammen auf.⁵⁷ Den Unruhen der Reformation und dem Mässinger Bauernhaufen im Bauernkrieg 1525 hielt die Mauer aber erfolgreich stand.

Juden waren in diesen schlimmen Zeiten nicht mehr in der Stadt, denn ihre Gemeinde war aufgelöst und ihre Mitglieder aus dem Hochstift vertrieben. Allerdings sind wir in diesem Punkt nicht ganz sicher, denn im Hochstift Eichstätt sind in den beiden Jahrhunderten nach der Vertreibung Juden vereinzelt wieder nachweisbar – ob nicht vertrieben oder neu angesiedelt, entzieht sich unserer Kenntnis.⁵⁸ Der Badturm blieb wohl bei all diesen Kriegen unbeschädigt. In der unmittelbar angrenzenden Stadtmauer erkennt man noch heute den vermauerten Zugang zum Ritualbad der Juden, sowohl innen als auch außen, wobei inzwischen der auffällige Wehrgang, über den allein man den Turm betreten kann, vom Einsturz bedroht ist. Der Besitzer des Turmes, die Stadt Berching, glänzt einmal mehr mit Abwesenheit.



Der Zustand des Badturms und er ehemaligen Judenpforte von innen, im Januar 2024. Hier ist vor längerer Zeit das Giebelfach unsachgemäß mit Backsteinen verschlossen worden und droht nun komplett auszubrechen, was die Laufsohle des Wehrgangs gefährdet.

57 Diesen Angriff hat Ludwig Gernhardt in seiner Geschichte der Stadt Berching übersehen und den Abbrand der Vorstadt dem 30-jährigen Krieg zugeschrieben. Vgl. Werner Robl: Berching in Flammen - Brandkatastrophe im Landshuter Erbfolgekrieg 1504/05, Berching 2018, URL: <https://www.robl.de/berching/erfolgekrieg/erfolgekrieg.pdf>.

58 Vgl. Artikel „1700 Jahre jüdisches Leben in Deutschland – Spurensuche im Bistum Eichstätt“ vom 3. August 2021, URL: <https://www.bistum-eichstaett.de/aktuell/aktuelle-meldungen-details/news/1-700-jahre-juedisches-leben-in-deutschland-spurensuche-im-bistum-eichstaett>.



Der wichtige Badturm von außen, im Januar 2024 - aus der Sicht des Gartens der Familie Hofbauer. Die vermauerte Juden-Pforte von einst ist wegen der Einziehung gut sichtbar, der ausgebrochene Bogen harret der Instandsetzung.

Soweit zum geschichtlichen Hintergrund der Judengemeinde Berching, zum Ritualbad, zur Judenpforte und zu den Manzel-Häuschen.

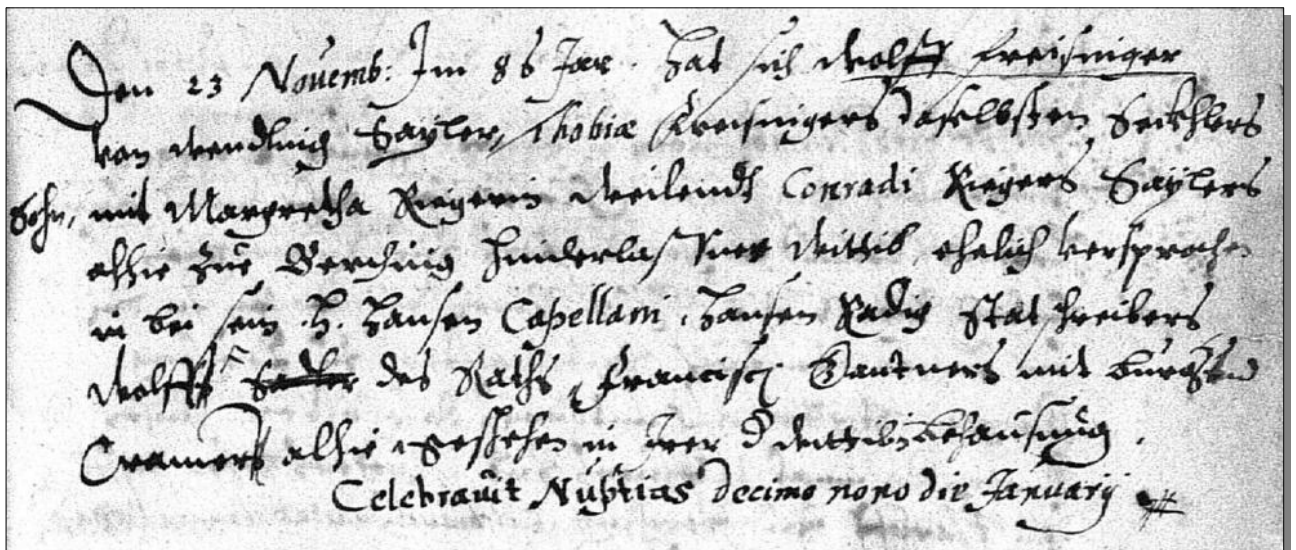
Wir wechseln nun in die sogenannte Neuzeit, in das 16., 17 und 18. Jahrhundert.

Kryptojuden am alten Viehmarkt (heute Reichenauplatz)

Bei der Lektüre von Gernhardts „Berchinger Geschichte“ fiel uns an mehreren Stellen der Familienname „Freisinger“ auf, mit verschiedenen Vornamen - einmal mit Schwerpunkt um 1600 und ein weiteres Mal um 1700.⁵⁹ „Der Name erinnert an die Berchinger Bürgersfamilie Freisinger, die zu jener Zeit zu den angesehensten Geschlechtern Berchings gehörte ...“ schrieb Ludwig Gernhardt seinerzeit.⁶⁰ Ein Leitname unter den Vornamen der Familie(n) ist „Wolf“; er kommt mehrfach und zu beiden Zeiträumen vor.

Über den Wolf Freisinger aus der Zeit um 1600 und einen Matthias Freisinger, der 1637 aktiv wurde, berichtete Gernhardt nach den Aufzeichnungen des Spitalbenefiziaten August Haberlander, die heute im Stadtarchiv liegen. Beide Freisinger waren katholisch getauft und als Erwachsene aktive Mitglieder der Pfarrgemeinde Berching: Wolf Freisinger wurde irgendwann zwischen 1592 und 1608 Kirchenpfleger von „Mariä Himmelfahrt“, außerdem war er damals auch der amtierende Bürgermeister von Berching, der in diesem hohen Amt sogar den Kirchenzehent von Staufersbuch aus der Hand eines gewissen Hans Konrad von und zu Absberg⁶¹ hielt.⁶² Matthias Freisinger, wahrscheinlich der Bruder des Wolf Freisinger, spendete mitten im 30-jährigen Krieg, genau im Jahr 1637, für die 1618 gestiftete „Lauretanische Litanei“ in der Pfarrkirche einen erheblichen Betrag.⁶³

Wolf Freisinger war nicht der erste seines Stammes in Berching, das war sein Vater mit dem biblischen Vornamen „Tobias“. Er war Seiler. Die Kirchenmatrikel von Berching⁶⁴ setzen im Jahr 1586 ein, sie zeigen den Hochzeitseintrag des Wolf Freisinger fast an erster Stelle. Wenn wir vom Hochzeitsdatum auf den Vater Tobias rückschließen, dann spricht Einiges dafür, dass dieser Tobias schon kurz nach der Reformation und dem Bauernkrieg von 1525 geboren war. Geburtsort: Berching!



Eintrag in den Kirchenbüchern der Pfarrei Berching: Wolf Freisinger heiratete am 19. Januar 1586 Margaretha, die Tochter des Berchinger Seilers Conrad Reiger.

59 Vgl. Gernhardt, a. a. O., S. 104, 121, 163, 185 und 235.

60 Vgl. Gernhardt, a. a. O., S. 235.

61 Sein Epitaph aus Holz hängt noch heute in der Christus-Kirche von Absberg (am Brombach-See), die er als rein evangelische Kirche um 1597/98 auf eigene Kosten errichten ließ.

62 Vgl. Gernhardt, a. a. O., S. 121. Die Samstags-Litanei war von der Bürgermeistersgattin Martha Lanz gestiftet worden.

63 Vgl. Gernhardt, a. a. O., S. 163.

64 Sie liegen im Diözesanarchiv Eichstätt, URL: <https://data.maticula-online.eu/de/deutschland/eichstaett/berching>. Wir verzichten im Folgenden auf die genaue Angabe des jeweiligen Buches und die dazugehörige Seitenzahl, sondern nennen stattdessen den Stichtag des Ereignisses (Taufe, Hochzeit, Tod), mit dem beides ermittelt werden kann.

Demnach hatte Wolf Freisinger in die Familie des Berchinger Seilers Conrad Reiger eingeheiratet. Dadurch fiel die Seilerei - entweder des Vaters Tobias oder des Schwiegervaters Conrad - an ihn, oder beides. Zu dieser Zeit gehörte Wolf Freisinger bereits dem „Inneren Rat“ der Stadt Berching an.

Auch wenn uns das Häuserbuch der Stadt Berching für diesen frühen Zeitraum bezüglich der Hausbesitzer im Unklaren lässt, so ist dennoch sicher: Die vom Vater ererbte Seilerei lag in jenem Haus am Markt mit der alten Nr. 55 (an Stelle des heutigen Hauses Reichenauplatz Nr. 3), das heute einen Laden für Obst- und Gemüse beherbergt („Rudeks Obst- und Gemüseland“). Um 1600 lag der Vorgängerbau direkt dem 1795 abgebrochenen Rathaus von Berching gegenüber.

Dieses Haus war laut Darstellung im Urkataster - im Gegensatz zu den weiter westlich stehenden Häusern - ein Haus mit Stallanbau und Scheune; es wirkt auf den ersten Blick hin wie ein Ackerbürgerhaus.

Da aber für dieses Anwesen kein Feld- und Wiesenbesitz nachzuweisen ist, muss der Wirtschaftstrakt, der die südliche Haushälfte ausmachte, neben einem Stall auch die erwähnte Seilerei enthalten haben.



Jüdischer Seiler bei der Arbeit. Darstellung aus einem Häuserbuch der Nürnberger Zwölfbrüderstiftung.



Man beachte die Kleinheit der damaligen Ochsen, die oft nur eine Widerristhöhe von 1 Meter aufwiesen.

Wolf Freisinger verschaffte seinem Besitz bald den allseits bekannten Hausnamen „Freisingerhaus“. Denn er hatte die Seilerwerkstatt seines Vaters oder Schwiegervaters einem Sohn überlassen und für sich selbst und seine Frau eine Ochsen Schlachtereierie und eine Gastwirtschaft eingerichtet, die bald zur beliebten Anlaufstelle wurden. Obendrein betrieb Wolf von dort aus Viehhandel. Später, zwischen 1693 und 1812 und anschließend zwischen 1812 und 1903, folgen in diesem Haus ganze Metzger- und Landwirtsgenerationen anderen Namens aufeinander.

Am 17. Juli 1885 brannte das Freisingerhaus neben der großen Stadtapotheke vollständig nieder und wurde wenig später durch einen Neubau ersetzt, sodass wir uns heute über das Aussehen des alten Freisingerhauses weder direkt noch per Fotografien informieren können.



Der „Viehmarkt“ (heute Reichenauplatz) um 1910. Roter Pfeil = Nachfolgebau des Freisingerhauses.

Glücklicherweise hat sich vom Brand im Sommer 1885 ein Votivbild in der Wallfahrtskirche „Mariahilf“ erhalten, auf dem wir erkennen, dass Wolf Freisingers Haus einst zweistöckig und damit wohl älter als die Nachbarhäuser war. Es wies eine Tordurchfahrt auf. Dies passt sehr gut zu einer Seilerei im Hinterhof oder zu einer Fleischerei mit Rinderstall,⁶⁵ jedenfalls besser als zu einem reinen Handelshaus.



Farbkopie der Votivtafel des Johann Betz von 1885 (verkleinert links im Bild), gemalt von Wieckowska 2013: Der Brand des Freisingerhauses (rechts vergrößert im Bild) greift auf das ganze Viertel über, das Haus selbst ist verloren.

Da an dem besagten Unglückstag fast der ganze Stadtbezirk um das nahe Hutterhaus herum in Flammen aufgegangen wäre, kann man davon ausgehen, dass nicht nur das Freisingerhaus selbst, sondern auch die Scheune des Hauses in Flammen aufgegangen war und für erheblichen Funkenflug sorgte.

Was hat unser Interesse an der Familie Freisinger und ihrem Anwesen am alten Viehmarkt hervorgerufen?

Wir gehen davon aus, dass Tobias, Wolf und Matthias Freisinger und auch alle anderen Familienmitglieder nach ihnen, die noch zur Sprache kommen, getaufte Christen und dennoch Juden waren, also Menschen, die den katholischen Glauben nach außen zelebrierten, aber in den eigenen vier Wänden heimlich dem mosaischen Glauben und seinen Gesetzen anhingen. Kurz: Sie alle waren sogenannte Kryptojuden!

Zur Erklärung des Begriffs „Kryptojudentum“ müssen wir etwas ausholen:

Im 16. und 17. Jahrhundert hatten sich die Juden trotz aller vorangegangener Säuberungsaktionen bei anhaltendem Kinderreichtum wieder so weit erholt, dass sie sich selbst in Gebieten, wo zuvor noch ein Aufenthaltsverbot gegolten hatte, wieder niederlassen und sich etablieren konnten. Dies war z. T. durch den Hochadel und die Regenten gedeckt, da diese nach wie vor zur Sicherung ihrer Herrschaft und zum Stopfen ihrer Haushaltslöcher eine Fremdfinanzierung benötigten, die von jenem kleinen Teil der Juden gewährt wurde, die man Geld- oder Hofjuden nannte. Dazu stellte man Privilegien und Schutzbriefe aus, die man sich von den Juden teuer bezahlen ließ, sodass nun auch in den Städten wieder Juden als sogenannte „Schutzjuden“ unterkamen.

Da jedoch in vielen Ländern die christliche Mehrheit der Bürger wegen der vielen Kriegslasten darbt und teilweise auch richtig hungerte, ging dies zulasten der Toleranz: Es dauerte nicht lange, da keimte der Antisemitismus schlimmer denn je – und die Juden hatten keinen guten Stand!

⁶⁵ Um 1693 unterhält hier der Metzger Ulrich Barth 2 Ochsen, 2 Kühe und zwei weitere Rinder zur Aufzucht.

Allerdings war die Situation in den einzelnen Ländern Europas ziemlich unterschiedlich. Im erzkatholischen Spanien und in Portugal schloss sich selbst die Staatsmacht dem allgemeinen Hass auf die Juden an, und man ging dazu über, große Kontingente an sephardischen Juden, die man verächtlich „*marranos*“, d. h. „*Schweine*“, nannte, zwangszutauften. Schlimme Schicksale waren hier zu verzeichnen, denn denjenigen Juden, die mit Gewalt getauft worden waren, wurde das Leben zur Hölle: Sei waren nun nicht nur bei den Christen, sondern auch bei den orthodoxen Juden wegen ihrer Schwäche verpönt und verachtet, selbst wenn sie im Inneren gläubige Juden geblieben waren. Auf keiner der beiden Seiten gab es für sie nun ein Zuhause mehr, weder im Christentum noch im Judentum. Als uns der bekannte Altphilologe und Abaelard-Übersetzer Hans Wolfgang Krautz kurz vor seinem Tod seine lateinische Ausgabe der Lebensgeschichte des zwangsgetauften Juden „*Uriel da Costa*“ (1585-1640)⁶⁶ schenkte, der nach unglaublichen Greueln von christlicher Seite am Ende von den eigenen orthodoxen Glaubensbrüdern gedemütigt, misshandelt und in den Tod getrieben wurde, ging uns ein Licht darüber auf, was ein erzwungenes Christentum damals bedeutete.

Seit dieser Zeit wählten viele Juden, die einen Ausweg aus dem Dilemma suchten und vor allem mit ihren Kindern in der jüdischen Diaspora überleben wollten, den aus der Not geborenen Weg der „*freiwilligen*“ Taufe. Bei den allermeisten dieser Neu-Christen stellte das Christentum aber nur eine Fassade dar, die sie gezielt zur Schau trugen, damit ja kein Verdacht gegen sie aufkam. Im Inneren glaubten sie weiterhin daran, ihre Seelen nur dadurch zu retten, wenn sie im Geheimen, den Blicken ihrer Mitbürger entzogen, die mosaischen und talmudischen Regeln der Ahnen im häuslichen Privatleben weiter vollzogen.



Die „*Judentaube*“ war zu allen Zeiten ein Thema. Hier Ausschnitt aus einer Buchmalerei in der sogenannten „*Königsberger Apokalypse*“, aus dem 14. Jahrhundert.

Die Fachwissenschaft nennt die zuerst genannten, zwangsgetauften Juden „*Kryptojuden*“, d. h. „*Geheimjuden*“, während den freiwillig Getauften die Bezeichnung „*Christenjuden*“ oder „*Neu-Christen*“ vorbehalten ist. Wir vollziehen in dieser Arbeit diese Unterscheidung nicht und bleiben unterschiedslos bei „*Kryptojuden*“ oder „*Kryptojudentum*“, denn dieses Wort trifft den Sachverhalt wesentlich besser, zumal auch bei der zweiten Gruppe nur in den allerwenigsten Fällen von Überzeugung und „*freiwilligem*“ Glaubenswechsel die Rede sein kann. Man könnte auch von Juden im Untergrund sprechen. Schätzungen gehen davon aus, dass heute mindestens 10 Prozent aller Menschen weltweit einen oder mehrere Kryptojuden zum Vorfahren haben, wobei das Jude-Sein grundsätzlich über die Mutter, nicht über den Vater weitergegeben wird.⁶⁷

66 Vgl. Hans-Wolfgang Krautz (Hrsg.): *Exemplar humanae vitae – Beispiel eines menschlichen Lebens*, Tübingen 2001, ISBN 3-86057-186-9 (Text und Übersetzung).

67 Vermutlich weil es die Mutter war, die im häuslichen Rahmen ihre Kinder besser in den Regeln und Riten des wahren Judentums unterrichtete als der Vater, der sich in der Außen-Repräsentanz der Familie als guter Christ erweisen musste.

Leider gibt es so gut wie keine seriöse Forschung zu diesem Thema, da weder die christliche noch die jüdische Geschichtswissenschaft ein ernsthaftes Interesse an Aufklärung hat. Deshalb haben wir wichtige Informationen nicht der Fachliteratur entnommen, sondern dem Blog eines „Außenseiters“, der auf der Suche nach seiner Herkunft schon vor Jahren auf das Kryptojudentum seiner Familie gestoßen ist und dieses ausgiebig erforscht hat.⁶⁸

Wann immer man also einem Kryptojuden auf die Spur kommen will, benötigt es Ketten von belastbaren Indizien, denn amtliche Dokumente gibt es nicht.

Damit kehren wir zu den ältesten Vertretern der Familie Freisinger in Berching zurück, von denen wir Kunde haben: kurz zum Seiler (und Metzger) Tobias Freisinger und zu seinem nachgeborenen Sohn Matthias, und dann ausführlich zu dessen erstgeborenem Sohn, dem Metzger, Viehhändler und Gastwirt Wolf Freisinger aus dem Freisingerhaus Nr. 55, der trotz seines Kryptojudentums in der Christengemeinde Berching hoch anerkannt war, dem Inneren Rat der Stadt angehörte, Bürgermeister auf Lebenszeit und katholischer Kirchenpfleger war.

Was spricht dafür, dass diese guten Christen in Wirklichkeit Kryptojuden waren?

- Zunächst fallen die alttestamentarischen Vornamen dieser Männer ins Auge, Vornamen, die bei den Christen damals gar nicht in Mode waren: Der Name „Tobias“ kommt als טובִיָּהוּ tōwījahū direkt aus dem Hebräischen und bedeutet soviel wie „Jahwe ist gut“. Das gleiche gilt für „Matthias“; der Name ist die gräzisierte Variante des hebräischen Namens מַתְתִּיָּהוּ, d. h. „Gabe des Herrn“. Der deutsche Vorname „Wolf“⁶⁹ kodiert wiederum nach Genesis 49, 27 als Symboltier für einen der zwölf Stämme Israels, nämlich für den Stamm Benjamin (hebr. בְּנֵימִן): „Benjamin ist ein reißender Wolf; des Morgens wird er Raub fressen ...“ So urteilte im alten Testament Vater Jakob kurz vor seinem Tod über seinen Sohn.
- Nach Städten ihrer Herkunft wie Freising, Kissingen, Feuchtwangen, Oppenheim oder Wertheim kreierten sehr viele Juden ihre Nachnamen, z. T. schon seit dem 15. Jahrhundert, in Bayern spätestens seit 1813, als die volle Namensgebung mit Vor- und Nachnamen gesetzliche Pflicht wurde. Den Patronymika, die zuvor vor allem den Sepharden lieb und teuer gewesen waren, z. B. „Isaak Ben Aaron“, d. h. „Isaak, Sohn des Aaron“, war damit endgültig der Garaus bereitet. „Freisinger“ wurde, wenn auch nicht so häufig wie andere Namen, zu einem klassischen jüdischen Nachnamen, in der Yad Vashem-Datenbank insgesamt 299-mal vertreten.

Der Herkunftsort „Freising“ passt speziell zu einem jüdischen Viehhändler und Metzger, denn der „Viehtrieb“ auf den „Ochsenstraßen“ aus Ungarn – allein für Bayern ca. 100 000 Stück Vieh pro Jahr – war seit ältester Zeit meistens in jüdischer Hand.⁷⁰ Dazu war nämlich ein länder- und herrschaft-übergreifendes

68 Auf der Seite <http://kryptojuden.weebly.com/page> kann man vieles, wenn auch nicht alles, zu diesem Thema gut nachvollziehen. Wikipedia erweist sich in diesem Zusammenhang nicht ohne Grund als nahezu unbrauchbar. Vgl. <https://de.wikipedia.org/wiki/Kryptojuden>.

69 Nicht etwa „Wolfgang“, was für einen christlichen Namenspatron, Bischof Wolfgang von Regensburg, spräche. In den Kirchenbüchern von Berching haben, wie bei der Durchsicht auffiel, einzelne Pfarrer für den Metzger Wolf Freisinger einfach den katholischen Namen „Wolfgang“ eingesetzt, andere wie z. B. der gelehrte Dr. Georg Mauch haben das wieder korrigiert. Richtig ist auf jeden Fall „Wolf“ und nicht „Wolfgang“.

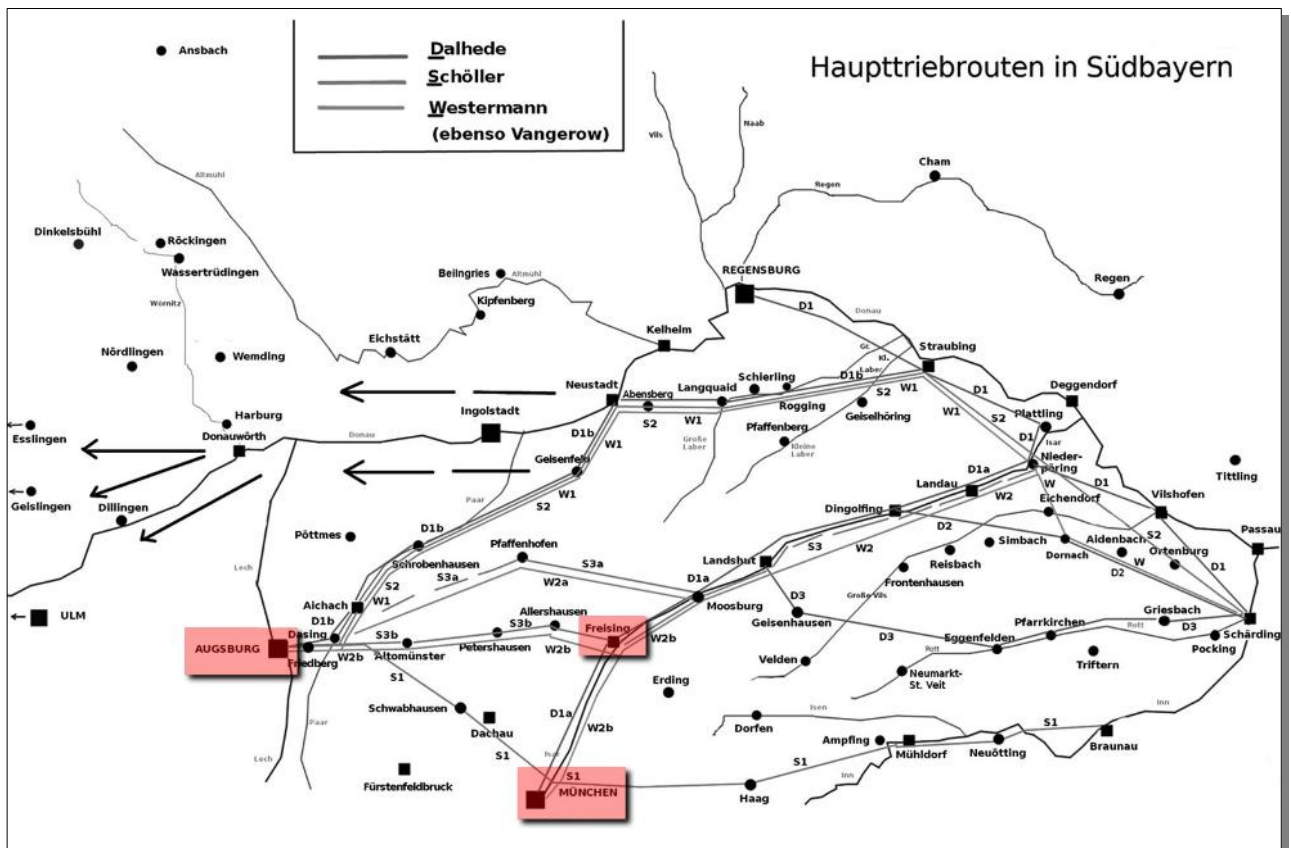
70 Den Begriff „Ochsen“ meint hier nicht nur Ochsen im anatomischen Sinn (kastrierte männliche Rinder), sondern allgemein die grauen Langhorn-Rinder der ungarischen Tiefebene, der Walachei und Moldawiens, wobei allerdings Milchkühe und Kälber vom Herdentrieb mehr oder weniger ausgeschlossen waren. Daneben wurden auch Pferde und andere Nutztiere importiert. Das Fleisch der grauen Ochsen war beliebt, denn es war weitaus nahrhafter und mundete auch besser als das zähe und wenig genießbare Fleisch alter deutscher Milchkühe oder Zugochsen. Zudem waren die europäischen Ochsen bei einer Widerristhöhe von nur 1 Meter und einem Schlachtgewicht von 200 kg – man vergleiche dazu die Abbildung oben – nicht mit den großen und lang gehörnten Steppenrindern zu vergleichen, die auf ein Schlachtgewicht von bis zu 800 kg kamen. Durch sie wurde im mittelalterlichen Europa das Essen von Rindfleisch zur begehrtesten Nahrungsaufnahme und zum Statussymbol. Um 1570 sollen jedes Jahr 150000 bis

Netzwerk vonnöten, das damals nur das Wandervolk der Juden besaß. Dies gilt selbst für die Zeit der Pogrome, in der sich viele Juden nach Osteuropa zurückzogen.



Die Graurinder der ungarischen Tiefebene in der Aufzucht.

Lange Zeit endete der Ochsenzug südlich der Donau bei den Großstädten Augsburg und München, wo die Nachfrage am größten war. Die Bischofsstadt Freising mit ihrer Isarbrücke lag gerade im „Aufmaschgebiet“ der dazugehörigen Vieh-Karawanen, wie folgende Karte zeigt.



Die Haupttrieb-Routen des Ochsenzugs nach den Angaben der Fachliteratur. Karte aus Josef Beck, a. a. O., S. 86.

Wie wir aus bestimmten Quellen wissen, war z. B. in Augsburg für diese Oxen ein eigener Umschlagsplatz reserviert, an dem sehr viele jüdische Metzger ihre Fleischbänke hatten. Das „jüdische Fleisch“ war nicht nur bei den Juden selbst, sondern auch bei den Christen beliebt, denn es war vergleichsweise das hygienischere Fleisch. Es war „koscher“, wie die Juden sagen, vor allem deshalb, weil es durch „Schächten“⁷¹ ge-

200000 Oxen von Ungarn nach Zentraleuropa getrieben worden sein. Im Evangelischen Bruderhaus St. Ignatius in Regensburg (Stiftung für verarmte Handwerker) verzehrte damals jeder Bewohner ca. 155 kg Fleisch pro Jahr, während diese Zahl heute unter 60 kg liegt. Vgl. zum südbayerischen Viehtrieb u. a. Josef Beck: Die Ochsenstraße im Tal der Großen Laber und die Maut in Langquaid, Schierling und Rogging, in: Verhandlungen des Historischen Vereins für Oberpfalz und Regensburg, Band 161, 2021 S. 81–131.

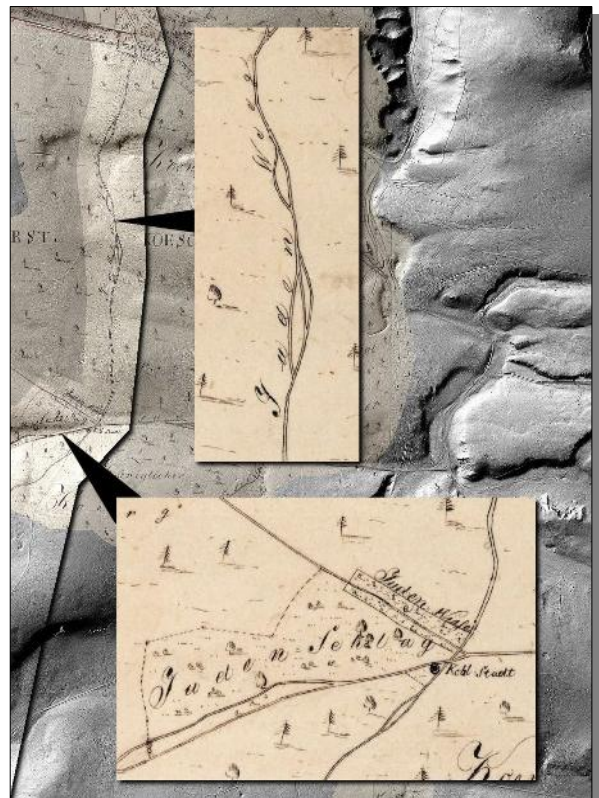
71 Vgl. Stichwort „Schächten“ in Wikipedia, URL: <https://de.wikipedia.org/wiki/Schächten>. Die Schächt-Metzgerei war übrigens seit alter Zeit das einzige Handwerk, das auch den Juden erlaubt war. Dazu mehr später.

wonnen war, anschließend sorgfältig gewaschen und immer so gelagert wurde, dass es nicht verdarb. Obendrein handelte es sich hier um ein System der Selbstvermarktung - Viehhändler und Metzger in einem -, das heute aus preislichen Gründen wieder modern ist. Christliche Metzger hatten hier, in Konkurrenz zu den Juden gesehen, das Hintertreffen. Der Ort Freising war mit Sicherheit ein wichtiger Umschlagplatz für Großvieh- mit entsprechenden Fleischbänken und Metzgern. Ein Vorfahr der Berchinger Familie „Freisinger“ muss dazugehört haben!

So wurden wir auf der Suche nach der Herkunft der Familie Freisinger in Berching gerade auf der südlichen Ochsenstraße fündig, die über Freising nach München führte. Herzog Albrecht III. der Fromme hatte schon im Jahr 1442 alle Juden aus München vertrieben. Da dieses Verbot im wiedervereinigten Herzogtum Bayern durch Herzog Albrecht V. in den Jahren 1551 und 1553 doppelt aufgefrischt wurde, sollten Freising und München im 16. Jahrhundert eigentlich komplett judenfrei gewesen sein. Doch diesem Verbot zum Trotz finden wir gerade in einer Maut-Sammelrechnung aus Ampfing (zwischen Isen und Inn), die Woche nach „*Navitatis Christi*“ 1575 betreffend, unter vielen anderen Kollegen am 1. Januar 1556 den Viehhändler „*Hans Freisinger*“ aus München. Er hatte in Ampfing 10 Rösser und am 10. und 15. Januar nochmals je 6 Rösser, also insgesamt 22 Rösser aufgetrieben.⁷²

Dass bei diesen „*oberbayerischen*“ Viehhändlern eine Verwandtschaft mit der Berchinger Freisinger-Sippe besteht, liegt nahe. Auch der Umstand, dass Hans Freisinger 1556 statt mit Grauvieh mit Rössern handelte, tut dem keinen Abbruch. Welches Vieh man auftrieb, hing von der Nachfrage ab, und die Nachfrage nach Rössern mag gerade in einer Stadt wie München groß gewesen sein. Vielleicht war dieser Hans Freisinger auch ein Pferde-Metzger. Ziemlich sicher war er ein Kryptojude, denn als bekennender Jude wäre er nicht geduldet gewesen!

Im 16. Jahrhundert zog auch nördlich der Donau die Nachfrage nach ungarischem Grauvieh immer mehr an, vor allem in der Großstadt Nürnberg, mit Sicherheit auch im Hochstift Eichstätt mit den Zentren Eichstätt und Berching. So wurden bald große Kontingente an Grauvieh nach Norden abgezweigt. Dazu mussten die Rinder bei Großmehring vor Ingolstadt schwimmend die Donaufurten überqueren, ehe sie in Richtung Nürnberg weitergetrieben wurden. Berching lag genau auf dieser Viehtriebsroute. Diesen Teil des Geschäfts übernahmen nun sicher Juden, wie wir aufgrund eigener Analysen von Flurnamen und Triebwegen im Köschinger Forst wissen.⁷³ Im 18. und 19. Jahrhundert hatten diese ihr Zentrum in Sulzbürg und Neumarkt.⁷⁴



Urkataster, hier aus der Zeit um 1820/30, das ALS-Bodenprofil darüberprojiziert: „Juden Weg“, „Juden Schlag“ und „Judenwiese“, Spuren der jüdischen Viehtreiber und -händler im Köschinger Forst. Hier nur kleiner Ausschnitt aus der viel größeren Gesamtkarte des Forstes.

72 Vgl. Josef Beck, a. a. O., S. 81–131, hier Tabelle in Anhang VII, S. 130. In München hatte wiederum schon 1481/82 ein Hans Freisinger auf der „*Angermühle*“ Nr. 1 und „*Auf der äußeren Schefmühl*“ Nr. 9 gegessen. Vgl. hierzu Oberbayerisches Archiv ..., Bde. 90/91, 1968, S. 104.

73 Vgl. Werner Robl: Der historische Viehtrieb in der Oberpfalz und im Bayerischen Wald - mit Anmerkungen zur Bedeutung der Juden für Viehtrieb und Viehhandel, Berching 2016: <https://www.robl.de/Viehtrieb/Viehtrieb.html>.

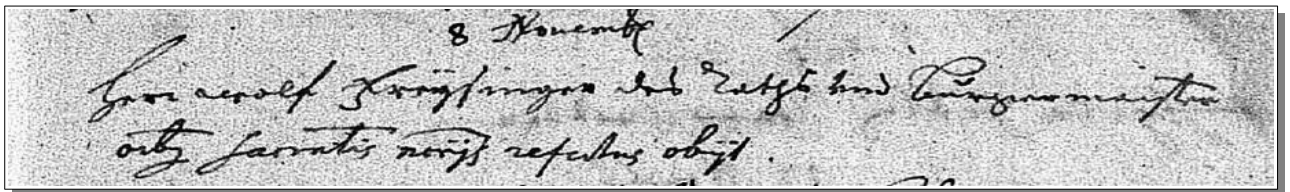
74 Vgl. dazu auch Barbara Rösch: Der Judenweg – Jüdische Geschichte und Kulturgeschichte aus Sicht der Flurnamenforschung, Göttingen 2009, speziell das Unterkapitel „*Judenweg als Viehhandelswege ...*“ [Sulzbürg], S. 214–215.

Zu Wolf Freisingers Zeit, nach den Wirren und Kämpfen der Reformationszeit, mag der Handel mit ungarischem Vieh gerade erst in Schwung gekommen sein. Für das Untere Hochstift Eichstätt war die Stadt Berching der wichtigste Umschlagplatz.

Kein Wunder also, wenn Wolf Freisinger die Seilerei, das Metier des Vaters, aufgab, das allerdings ebenfalls mit dem Vieh und dem Viehtrieb zu tun hatte,⁷⁵ und sich in Berching ausschließlich dem Handel mit Rindern (und vielleicht daneben mit Schafen), ihrer örtlichen Direktvermarktung und dem Ausschank von Bier und Schnaps verschrieb. Doch kein Zweifel: In dieser Zeit gerierte sich der Kryptojude Wolf Freisinger als guter Christenmensch und bewirtschaftete zusammen mit seinem Sohn Hans auch zwei „Spitaläcker“, die zur christlichen Stiftung des Berchinger Bürgerspitals (seit 1355) gehörten. Das waren aber vermutlich weniger „Äcker“ als Schafweiden, wie es sich eben für koscher schlachtende Kryptojuden gehört. Eine dieser Wiesen hieß „Schafwappen“.⁷⁶

Erst der 30-jährige Krieg setzte dieser Aufschwungphase ein Ende, und speziell im Kriegsjahr 1634, als die Schweden die Stadt Berching besetzten und ihre Bewohner förmlich ausbluten ließen, brachen alle Märkte zusammen. Fast zwei Drittel der Einwohnerschaft fiel in diesem Jahr der Drangsal der Schweden, dem Hunger und vielleicht auch der Pest zum Opfer. Die Sterbeliste aus diesem Jahr quillt über vor den Namen der Verstorbenen; an manchen Tagen begrub der Stadtpfarrprediger Christoph Pierlau mehr als 20 Personen, ehe er am Ende selbst das Leben verlor. Sein Vorgesetzter, der Stadtpfarrer Friedrich Weigmann, hatte sich zuvor wegen der Ansteckungsgefahr abgesetzt und all seine Pfarrkinder im Stich gelassen. Trotzdem wurde im später in der Lorenzkirche ein schöner Epitaph gesetzt.⁷⁷ Er hätte sich vielleicht besser „Feigmann“ statt „Weigmann“ nennen sollen.

Auch Wolf Freisinger überlebte die Notzeit nicht lange. Elf Jahre vor dem Westfälischen Frieden, der am 24. Oktober 1748 den Krieg beendete, vermerkt das Totenbuch von Berching sein Ableben: Wolf Freisinger, Mitglied des Inneren Rates der Stadt Berching und ihr Bürgermeister, verstarb am 8. November 1637 nach Erhalt der Sterbesakramente - wir vermuten an Entkräftung.



Eintrag für Wolf Freisinger im Totenbuch der Stadt Berching, für den 6. November 1637.

Was aus Wolf Freisingers Familie wurde, wissen wir nur in groben Umrissen. Nach der Ehe mit Margaretha Reiger, die ca. 25 Jahre währte, hatte sich der Berchinger Bürgermeister am 11. April 1612 ein zweites Mal verheiratet, mit Walburga, der Tochter eines gewissen Georg Pröll. Über den Verbleib seiner beiden Frauen haben wir keine Information, desgleichen nicht darüber, aus welcher Ehe seine Kinder stammten. Nur zwei von ihnen sind in den Kirchenmatrikeln mit Bezug auf ihren Vater erfasst, die Söhne Hans und Georg:

- Sohn Hans Freisinger heiratete am 6. Februar 1608 Barbara Haberrain, Tochter des Lederers Haberrain aus Berching. Dieser Haberrain betrieb sein Geschäft mit den Tierhäuten, die Wolf Freisinger nach dem Schlachten übrig blieben.⁷⁸ Dieser Sohn Hans scheint die Seilerei des Großvaters über-

75 Gerade beim Viehtrieb wurde eine Unmenge an Seilen benötigt.

76 Vgl. Gernhardt, a. a. O., S. 104. Gernhardt verschreibt „Wolf“ als „Wolfgang“, was mit Sicherheit nicht zutrifft.

77 In der Lorenzkirche befindet sich der Epitaph des Pfarrers Friedrich Weigmann, der ihn als „sehr gelehrt und liebenswürdig“ ausweist. Weigmann war Stadtpfarrer von 1616 bis 1645, er gilt als der Begründer der Berchinger Corpus-Christi-Bruderschaft.

78 Die Familie Haberrain (oder Haberrain) gehörte zu den ältesten Familien der Stadt. Im Jahr 1538 ist in Berching ein Kaplan Haberrain tätig gewesen. Eine fromme Tochter des Hauses wurde 1547 Äbtissin des Klosters Bergen. Im Jahr 1566 erfährt man von der Haberrain'schen Stiftung, durch die jedes Jahr in Berching 12 Arme mit Speis' und Trank versorgt wurden. Vor 1693 saß ein Färber Haberrain auf Haus Nr. 1 in Berching (das Haus links vom heutigen Rathaus), das deswegen auch „Torfärberhaus“ heißt und von 1860 bis 1968 der Dampffärberei Allio gehörte.

nommen zu haben, denn er ist als „*Seiler und Bürger*“ Berchings im Hochzeitsbuch vermerkt. Wo seine Seilerei lag, ist nicht genannt; womöglich blieb er damit im Anwesen der Eltern. Hansens erste Ehe währte nicht lange. Am 16. Mai 1621 verheiratete er sich zum zweiten Mal, mit einer gewissen Barbara Prinz aus Österberg. Was aus den beiden Frauen wurden, ob sie Kinder bekamen, bleibt vorderhand unklar.

- Der wohl jüngere Sohn Georg Freisinger heiratete am 20. April 1629 die 17-jährige Maria, Tochter des Försters David Kaufmann von „*Enggrain*“ (Enkering?).⁷⁹ Es war wohl Georg, der später die väterliche Metzgerei und Gastwirtschaft im Freisingerhaus übernahm, denn im Gegensatz zu seinem Bruder ist er als Metzger in den Matrikeln vermerkt. Georg starb früh, am 16. Juni 1646, und wurde wie zuvor sein Vater im Friedhof von St. Lorenz begraben.
- Ein Sohn Wolf, wohl aus erster Ehe, war ein kluger Kopf. Er studierte in der Reichsstadt Eger beide Rechte (kirchliches und weltliches Recht) und entkam so den Gräueln des Jahres 1634. Als „*candidatus utriusque juris*“ kehrte er zum Ende des Kriegs mit seiner Frau Barbara Ursula nach Berching zurück, blieb aber nach persönlichen Rückschlägen nicht lange.⁸⁰
- Möglicherweise gab es einen weiteren Sohn namens Wolf. Er starb am 4. September 1621 als „*tüchtiger Jüngling Wolfgangus Fraising*“ (so!)
- Auf einen letzten Sohn namens Tobias, der um 1628 geboren sein muss, extrapolieren wir nur aufgrund des Großvaternamens „*Tobias*“. Dieser Tobias und sein Sohn Wolf waren es, die die Geschäfte des Vaters und Großvaters weitertrugen, bis in das nächste Jahrhundert hinein. Von beiden wird deshalb noch die Rede sein.

Wir machen hier eine Zäsur und fassen zusammen:

Alle genannten Personen der männlichen Linie, Tobias 1, Wolf 1, Hans 1, Georg 1, Wolf 2, Tobias 2 und Wolf 3 waren mit Sicherheit Kryptojuden. Nur als solche konnten sie im erzkatholischen Hochstift Eichstätt Fuß fassen und einen Handwerksberuf ausüben. Daneben blieben sie das, was sie vermutlich schon seit Generationen waren: Viehhändler – mit guten Verbindungen zum jüdisch dominierten internationalen Ochsenhandel.

Vor allem nach dem schlimmen Krieg gereichte dem darniederliegenden Berching ihre Aktivität zum Vorteil. Indem sie Rinder und Pferde, daneben auch Schafe und Ziegen in die Stadt brachten und an gewissen Tagen am Berchinger Viehmarkt⁸¹ mit ihnen handelten, brachten sie hochwertige Nahrung in die Stadt und das Umland und schufen zugleich weitere Arbeit für Handwerker wie Metzger, Seiler, Lederer, Gerber, Färber und Schuhmacher. Zu ihrem wohl nur formal zur Schau getragenen Christentum passt wiederum, wenn Wolf Freisinger Spitaläcker bewirtschaftete, kirchliche Ämter übernahm und sein Bruder Matthias der Pfarrei Wohltaten erwies. Gleichwohl wird Wolf Freisinger sehr tüchtig gewesen sein, denn sonst wäre er nicht zum

79 Notabene: Auch David ist ein rein hebräischer Name: דָּוִד bedeutet soviel wie „*der Geliebte*“. Gattin Maria überlebte ihren Georg um viele Jahre: Erst am 3. Juli 1685 starb sie als „*Witwe Maria Freisingerin*“ in Rappersdorf im Alter von 73 Jahren.

80 Dieser Sohn Wolf(gang) kehrte mit seiner Frau Barbara Ursula als verheirateter „*candidatus utriusque juris*“ gerade zu dem Zeitpunkt des Jahres 1647 aus der Reichsstadt Eger nach Berching zurück, als der letzte Schwede, General Tupadell und das Weimar'sche Regiment, die Stadt Berching verlassen hatten und alle Kriegsgefahr vorüber war. Am 7. November 1647 starb der Stammhalter dieses Paares namens Wolf, der noch in Eger geboren worden war. Am 23. August 1648 entband Barbara Ursula von einem Mädchen namens Maria Margaretha (wohl benannt nach der verstorbenen Schwiegermutter), das aber am 22. Oktober desselben Jahres ebenfalls verstarb. Beide Kinder sind im Friedhof von St. Lorenz begraben worden. Danach verliert sich die Spur dieser ihrer Nachkommen beraubten Familie. Sie wird in eine Universitätsstadt umgezogen sein, wo Wolf Freisinger jun. sein Studium der Rechte abschließen konnte.

81 So hieß der Reichenauplatz bis in das letzte Jahrhundert hinein. Die offizielle Namensgebung „*Viehmarkt*“ erfolgte erst 1786. Zu diesem Viehmarkt mehr später.

Stadtrat und zum Bürgermeister auf Lebenszeit gewählt worden! Auch Sohn Tobias erreichte einen Teil dieser Ehrentitel. Als er starb, wurde er als „*senatus interior et vicarius ecclesiae*“ im Totenbuch vermerkt.

Den Freisingers scheint demnach die Integration in die Berchinger Christengemeinde geglückt zu sein, und sie haben als Familie auch den 30-jährigen Krieg überstanden, wengleich unter schweren Verlusten.

Dafür, dass die ersten Freisinger im Herzen jüdisch blieben, also echte Kryptojuden waren, die ihre alten Rituale insgeheim weiter pflegten, gibt es, abgesehen von den hebräischen Vornamen, weitere, zwar diskrete, aber dennoch unzweideutige Belege:

- Wenn man das Freisingerhaus im Urkataster betrachtet, so erkennt man zwischen Pflanzgarten und Stall eine blaue Halbscheibe, die kein anderes Berchinger Innenstadthaus aufweist.

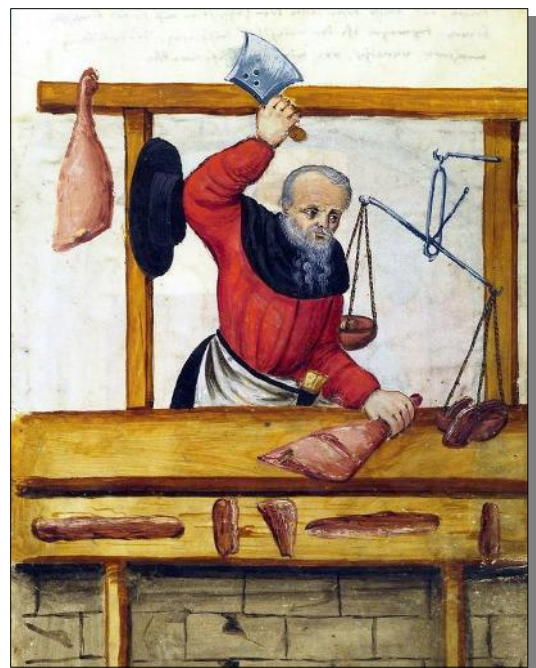
Wie wir von einem analogen Fall her wissen, auf den wir noch kommen, handelte es sich hierbei um ein von außen betretbares Kellergewölbe, in dem sich ein Tauchbecken befand. Dieses Tauchbecken oder dieser



Die Mikwe des Freisingerhauses Nr. 55, rechts oben vergrößert.

Brunnen diente bedarfsweise als private Mikwe, geschickt den Blicken der Straße entzogen. Hier konnte die Hausherrin ungestört ihre rituelle Waschung nach der Monatsblutung erledigen, hier konnte ihr Mann, der Schächt-Metzger, wie vorgeschrieben koscher schlachten und danach seine Schüsseln, Beile, Messer und sonstigen Gerätschaften reinigen, d. h. in einen gesegneten Zustand bringen. Der Grundwasserspiegel war an dieser Stelle nicht tief, sondern oberflächlich, wie überall in der Innenstadt. Diese Mikwe wird bis zum Brand von 1885 weiter bestanden haben.

- Wenn der Viehbestand dieses Hauses stimmt, den wir allerdings erst vom späten Jahr 1693 her kennen, unter dem Metzger und Kryptojuden Ulrich Barth,⁸² dann war im Stall des Freisingerhauses Platz für „1 Ross, 2 Ochsen, 2 Küh, 2 Rinder“. Hinzu kamen „3 Frischl., 20 Schaf.“ Die Schafe werden wohl in einer Koppel außerhalb der Stadt gestanden haben. Sie zu berühren, zu essen und zu schlachten war jedem Metzger jüdischen Glaubens *a priori* erlaubt, denn alle wiederkäuenden Paarhufer lieferten nach den Bestimmungen der Tora und des Talmud koscheres Fleisch – eine korrekte Schlachtung vorausgesetzt.



Ein Metzger beim Fleischhacken. Abbildung aus einem Hausbuch der Nürnberger Zwölfbrüderstiftung.

82 Zum Nachnamen „Barth“ gibt sage und schreibe 1781 Personen in der Yad-Vashem-Datenbank! Die Familie Barth ist in verschiedenen Zweigen bis 1944 in Berching nachweisbar. Vgl. Häuserbuch, Haus Nr. 41 („*Kußelhaus*“), Nr. 50 („*Gänsehirttenhaus*“), Nr. 52 („*Melbersteffelhaus*“).

Dasselbe galt für die 6 Stück Rindvieh im Stall. An nicht-koscheren Schweinen, die bei den christlichen Metzgern und Ökonomen Berchings reichlicher standen, gab es dagegen nur drei, und es waren obendrein „*Frischlinge*“. Solche Ferkel dienten den kryptojüdischen Metzgern insofern als „*Feigenblatt*“, als sie diese nicht zwingend berühren oder gar schlachten mussten, sondern ohne Berührung aufziehen und dann weiterverkaufen konnten.

So stellt sich am Ende die Frage, ob die christliche Gemeinde Berchings vom Kryptojudentum der Freisinger wusste oder nicht. Wenn diese Metzger exklusiv nur Rind- und Schaffleisch verarbeiteten, dann war jedem, der es wissen wollte, die Sachlage klar. Wenn auch Schweinefleisch zum Verkauf kam, dann geschah dies zur Tarnung, denn der Aufwand war groß: Nach dem Schlachten musste ein kryptojüdischer Metzger sich und seine Geräte mit Seife waschen, gut abspülen und in der Mikwe auch noch rituell reinigen. Erst dann war wieder alles „*koscher*“. Blutwürste vom Schwein, aber auch vom Rind oder Schaf, hätten in jedem Fall nicht in den Verkauf kommen dürfen, denn ihre Herstellung wäre ein schweres Sakrileg gegen den alten Glauben gewesen!

Unter diesen Aspekten gehen wir davon aus, dass die Berchinger Christen des 16., 17. und 18. Jahrhunderts durchaus über den wahren Glauben der Familie Freisinger Bescheid wussten – und schwiegen, weil sie von ihr ein gutes und günstiges Fleisch bekamen, und der Pfarrer obendrein seine Spenden!

Die weiteren Besitzer des Freisingerhauses, Ulrich Barth und seine vier Nachfolger gleichen Namens (wohl Sohn, Enkel, Urenkel und Ururenkel) waren ebenfalls Kryptojuden. Beim späteren Hutmacher Joseph Bin und seinen Sohn Augustin ist dies ebenfalls sicher, wir werden auf sie noch zurückkommen. Bei den beiden Ökonomen Veit und Wunibald Weber (letzterer war auch Bäcker) ist das Kryptojudentum zwar fraglich, aber vom Grundsatz her möglich.⁸³

Zum Ende des 19. Jahrhunderts, als die Weber das Haus besaßen, war der Antisemitismus in Bayern schon wieder in so bedenklichem Umfang gestiegen, dass Gefahr bestand. Falls diese Weber Kryptojuden war, dann ist daran zu denken, ob nicht im Jahr 1885 durch Brandstiftung dieses alte „*Judennest*“ endgültig ausgeräuchert werden sollte. Immerhin brannte das Haus an einem Freitag um 11 Uhr nachts ab, als weder atmosphärische Überhitzung vorlag noch eine Feuerstelle offen stand, als alle Bewohner schliefen. Auch der Backofen für das Samstagsgeschäft war zu diesem Zeitpunkt noch nicht geschürt. Erst um 3 Uhr morgens ließ das Flammen-Inferno nach.

Doch dies ist reine Spekulation, denn Genaues wissen wir nicht.

Soweit zum Schicksal des Freisingerhauses in der Berchinger Innenstadt.

83 Beide Nachnamen, Bin und Weber, tauchen als jüdische Namen reichlich in der Vad-Yashem-Datenbank auf.

Aufschwung nach dem 30-jährigen Krieg

Es dauerte verhältnismäßig lange, bis er stattfand, der Aufschwung nach dem langen Krieg. Die Einwohnerzahl Berchings blieb zunächst stark reduziert; mit dem verarmten Rest der Leute war zunächst nur wenig Geschäft zu machen.

Nachdem am 16. Juni 1646 Georg Freisinger aus unbekanntem Gründen verstorben war, übernahm sein jüngerer Bruder Tobias und dessen Gattin Maria das Geschäft im Freisingerhaus. Zwar fanden wir keinen Eintrag in Hochzeitsbuch der Pfarrei, aber wir wissen von den nachfolgenden Taufen, dass sich Tobias bald nach der Geschäftsübernahme im Jahr 1647 mit einer gewissen Maria verheiratet hatte, die ihm bis zu seinem Tod im Jahr 1661 eine treue Gattin war und laut Taufbuch wenigstens 6 Kinder schenkte: Ursula, getauft am 13. April 1648, Wolf(gang), getauft am 7. Juni 1649, Maria, getauft am 13. Juli 1651 (wohl bald nach der Geburt verstorben), eine weitere Maria, getauft am 15. Februar 1653, Tobias, getauft am 20. April 1655, und Ursula, getauft am 11. Juni 1657.

Tobias war als Metzger und Gastwirt ebenso angesehen wie zuvor sein Vater Wolf, denn er wurde auch Ratsmitglied und Kirchenpfleger wie dieser. Aus der Tatsache, dass bei allen genannten Kindern der Familie Freisinger entweder der Stampfermüller Johann Seemeier⁸⁴ oder seine Frau Anna die Patenschaft übernahmen, während Tobias als Pate für deren Kind Johann Adam⁸⁵ fungierte, kann man ableiten, dass zwischen dieser Generation der Stampfermüller und dem Ehepaar Tobias und Maria Freisinger eine enge Freundschaft bestand.

Keine vier Jahre nach der Geburt der letzten Tochter Ursula, am 12. April 1661, starb der „kluge“ Metzger, Gastwirt, Rat und Kirchenvikar Tobias Freisinger auf dem Weg zwischen Plankstetten und Biberbach einen plötzlichen Tod. Dies geschah vor aller Zeit, denn er war nur 14 Jahre verheiratet gewesen, was einem ungefähren Sterbealter von 34 Jahren entspricht.

Damit hatte das Geschäft einen empfindlichen Rückschlag erfahren, zumal sein Sohn Wolf zu diesem Zeitpunkt erst 12 Jahre alt war. Dessen Mutter Maria musste nun vorerst allein weiter wirtschaften.

Zur Zeit des Tobias Freisinger gab es in Berching zwei weitere Metzger namens Hans Freisinger, vielleicht Vater und Sohn, deren genealogische Zuordnung mit den Kirchenbüchern nicht eindeutig gelingt, wenn gleich kein Zweifel darüber besteht, dass diese beiden nahe Verwandte des Tobias Freisinger waren.

- Vom älteren Hans wissen wir nur, dass er ab ca. 1653 mit einer gewissen Kunigunde verheiratet war, die ihm am 2. März 1654 einen Sohn Johann schenkte, der wohl rasch nach der Geburt verstarb, und am 20. Juni 1656 einen weiteren Sohn namens Johann Georg, der offensichtlich überlebte.



In der Küche der Gastwirtschaft arbeiteten die Frauen der Freisinger-Sippe. Abbildung aus einem Hausbuch der Nürnberger Zwölfbrüderstiftung.

84 Die Vorfahren der Familie Seemaier saßen von 1563 bis 1593 auf der Grubmühle.

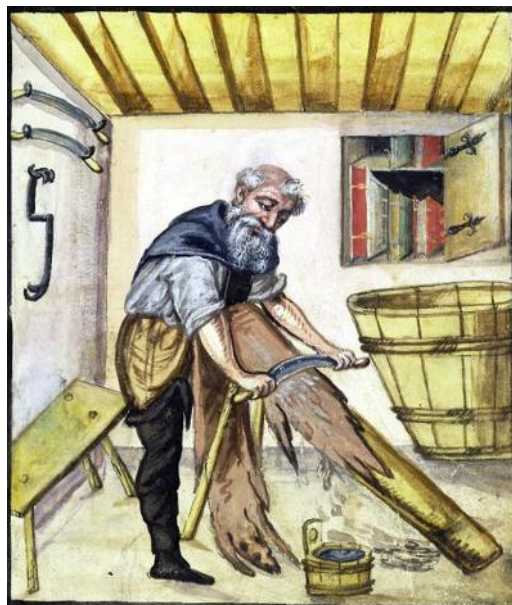
85 Der zweite Vorname kam ja vom Taufpaten. Diesen alt-hebräischen Namen, für den ersten Menschen im Alten Testament, wird Tobias Freisinger in seiner Eigenschaft als Kryptojude angeregt haben – und das christliche Müller-Ehepaar spielt dabei mit!

Beide Eheleute, Hans und Kunigunde, dienten zwischen 1658 bis 1666 wiederholt dem Lederer Zacharias Knör und seiner Frau Maria als Taufpaten. Zacharias ist erneut ein rein hebräischer Vorname, der als זְכַרְיָהוּ = Sacharja soviel wie „*der Herr gedenkt (meiner)*“ bedeutet. Und der Nachname „Knör“ ist im Judentum ebenfalls gebräuchlich, denn in der Vad-Yashem-Datenbank kommt er 67-mal vor.

Wir gehen deshalb davon aus, dass auch Zacharias und Maria Knör Kryptojuden war, wozu auch der Beruf des Lederers passt. Zacharis Knör unterstützte den von den Freisingers ausgelösten Aufschwung in Berching tatkräftig, indem er deren Tierhäute verwertete.

Knörs Nachfahren übten dann in der Berchinger Vorstadt im sog. „*Fuhrerhaus*“ Nr. 218 über 2 Generationen (1693-1747) und im „*Zackenhaus*“ Nr. 223 über 4 Generationen (1697-1842) das Gewerbe der Rotgerber aus.⁸⁶ Der Rotgerber verwandelte mittels fein geriebener Eichenrinde Rinderhäute in Rindsleder; das Metier ist deshalb mit den Viehhändlern und –metzgern eng assoziiert.⁸⁷ Die Knör-Sippe hat sich in Berching weit verbreitet, man trifft sie im Lauf der Zeit in mindestens 9 weiteren Häusern an.

- Der jüngere Hans Freisinger legte wohl seinen bei der Taufe verliehenen Zweitnamen Georg ab, denn er ist in den Taufbüchern zwischen 1677 und 1700 allein als Hans vermerkt. Dieser Mann führte zwei Ehen: Aus der ersten Ehe mit einer gewissen Brigitta entsprossen zwei Kinder und zuletzt eine Totgeburt: am 11. Juni 1677 kam Maria zur Welt, am 28. Oktober 1679 der Stammhalter Johann, am 9. Juli 1682 ein Georg (†).



Der Rotgerber bei der Arbeit. Abb. aus einem Hausbuch der Nürnberger Zwölfbrüderstiftung.

Der letzten Entbindung fiel auch die Mutter zum Opfer: Brigitta Freisingerin verstarb am Tag der Entbindung im Wochenbett - „*plötzlich, ohne Erhalt der Sterbesakramente*“, wie der Pfarrer vermerkte. Es hatte sich wohl um eine plötzliche Nachblutung gehandelt.

Die zweite Ehe mit einer um 1647 geborenen Frau namens Maria zeitigte auch kein großes Kinderglück: Der Totgeburt Sebastian (Nottaufe am 12. Januar 1695) folgte ein Sohn Franz am 10. März 1696. Ein am 16. März 1698 geborener Sohn Georg starb im Alter von 12 Jahren; er wurde am 28. Februar 1711 bei St. Lorenz begraben. Es folgte am 26. Juni 1700 die Taufe des Nachzüglers Peter, der erwachsen wurde, denn er zeugte eine illegitime Tochter namens Anna Maria, die am 30. März 1735 getauft wurde. Keiner der überlebenden Söhne übernahm später die väterliche Metzgerei.

Als Hans Freisinger, „*Bürger und Metzger in der Vorstadt*“ am 17. Juli 1709 im Alter von 53 Jahren verschied, starb mit ihm auch sein Geschäft. Am 13. Mai 1717 folgte ihm seine zweite Frau Maria im Alter von 70 Jahren ins Grab; auch sie wurde im Friedhof von St. Lorenz zur letzten Ruhe gebettet.

86 Während im Haus mit der alten Haus Nr. 225 (heute St.-Lorenz-Str. 15), in dem später der Arzt Dr. Karl Englberger praktizierte, zur Zeit der Freisinger-Sippe Weißgerber saßen, welche aus Ziegen und Schafshäuten feineres Leder gerbten, für Handschuhe, Handtaschen u. ä.. Warum sich die Verwertung von Vieh und Tierhäuten im 17. und 18. Jahrhundert in die Berchinger Vorstadt verlagerte, werden wir im Folgenden erklären.

87 Aus diesem starken Leder wurden Schuhe, Sohlen, Ranzen, Gürtel, Wagenabdeckungen angefertigt.

Der zuletzt genannte Metzger Hans Freisinger jun.⁸⁸ ist erstmals auch im Häuserbuch der Stadt Berching dokumentiert; er muss demnach ein betuchter Mann gewesen sein:

- Anlässlich der zweiten Ehe erwarb er noch vor 1693 in der Berchinger Vorstadt ein großes Anwesen, das in seinen Anfängen bis in die graue Vorzeit zurückreichte und die Mühle des Karolinger-Hofes gewesen war.⁸⁹ Da dieses Anwesen mit der alten Nr. 210 (heute Bahnhofstraße 10) in der Barockzeit nach Hans Freisinger an die Weinhändler-Familie Rumpf fiel, trug es später den Hausnamen „*Rumpfenhaus*“ und noch später den Hausnamen „*Saalbeck'nhaus*“.⁹⁰
- Seine Metzgerei lag zur selben Zeit im nahen „*Kuhhafnerhaus*“ mit der alten Nr. 203 (heute Bahnhofstr. 20), das schon vor Hans Freisinger im Besitz eines Metzgers namens Hans Lurf⁹¹ gewesen war. Eine Generation nach Hans Freisinger lag auch die Gerechtsame des Handels mit Branntwein auf dem Haus. Ob das zugehörige Brennrecht schon zur Zeit des Hans Freisinger bestand, entzieht sich unserer Kenntnis.
- Doch damit nicht genug: Hans Freisinger erwarb irgendwann vor 1709 auch noch ein dazwischen stehendes Haus mit der alten Nummer 209. Dieses „*Goldschmiedhaus*“ lag am Mühlbach, der um 1830 noch offen vom Rachental herabfloss, heute aber ab der B 299 verrohrt ist. Dieses stattliche Haus mit gutem Gartenbesitz hinter der Vorstadtmauer steht heute nicht mehr, weil es 1904 durch den Färber Allio abgerissen wurde. Es hatte mit Sicherheit vor dem 30-jährigen Krieg einem Juden gehört, der entweder Goldschmied war oder „*Goldschmied*“ hieß. Beides war möglich. Zu einem ist das Schmieden und Schmelzen von Gold und anderen Edelmetallen ein sehr typisches jüdisches Metier gewesen,⁹² zum anderen ist der Name „*Goldschmied*“ mit 7537 gleichnamigen Personen in der Yad-Vashem-Datenbank einer der häufigsten jüdischen Nachnamen, und es ist nebenbei auch ein Name, der schon ganz früh, aber auch noch später vor Ort und in der Region verankert war.⁹³

Mit dem jüdischen Goldschmiedhaus als Besitz liegt ein weiteres Indiz dafür vor, dass Hans Freisinger selbst ein Jude, wenngleich ein Kryptojude, war.

Dass ihm und seiner Familie, getauften Christen, auch in der Vorstadt Berching am insgeheimen Festhalten an den alten jüdischen Ritualen gelegen war, vor allem an der Durchführung von Ritualbädern, erkennt man jedoch am besten daran, dass Hans Freisinger jun. nur Häuser erwarb, welche entweder direkt am Fließwasser des Baches gelegen waren, der im Rachental aus einer kräftigen Jura-Quelle entsprang (Haus Nr. 209), oder so gelegen waren, dann man von dort ohne großen Aufwand über Holzdeicheln Fließwasser in die jeweiligen Häuser und/oder Felsenkeller zum Bau einer Mikwe ableiten konnte (Häuser Nr. 203 und 210). Bis

88 Es ist der einzige Metzger, den Ludwig Gernhardt in seiner Geschichte der Stadt Berching gekannt hat. Vgl. Gernhardt, a. a. O., S. 185. Gernhardt hat sich mit den Kirchenbüchern Berchings nicht beschäftigt.

89 Das hohe Alter dieses Anwesens erkennt man an der Schrägstellung seiner Achse, entlang eines Bachlaufes, der zur Karolingerzeit in die „*villa Piriyinga*“ geleitet war, deren Hauptachse wiederum mit der Mühle einen rechten Winkel bildete. Vgl. die Abbildung ganz vorn. Daneben stand zur Zeit der Pabonen (und wohl auch noch der Hirschberger) die Gerichtseiche von Berching (bei Haus Bahnhofstr. 12), an der bis zum Ende des 13. Jahrhunderts nach alter Germanensitte an gewissen Tagen öffentlich Recht gesprochen wurde.

90 Drei Besitzer des 19. und 20. Jahrhunderts waren Bäcker.

91 Der seltene Familienname „*Lurf*“ findet sich in der Vad-Yashem-Datenbank nicht.

92 Falls hier ein Goldschmied tätig war, was wir letztendlich nicht entscheiden können, so verhielt sich in früherer Zeit dieses Anwesen aufgrund seiner zurückgezogenen Lage nicht gerade hohe Umsätze; andererseits bestand im Sinn der Tarnung wohl auch nicht so sehr die Gefahr des Einbruchs oder Raubes, wie ihn z. B. eine Goldschmiede direkt an der Marktstraße in der Weststadt nach sich gezogen hätte. Eine derart exponiert stehende Goldschmiede gab es im 19. und 20. Jahrhundert tatsächlich. Das Häuserbuch der Stadt Berching weist am heutigen Pettenkofer-Platz 16 ein sogenanntes „*Inneres Goldschmiedhaus*“ mit der Nr. 6 aus, das zwischen 1807 und 1820 und dann wieder zwischen 1833 und 1870 insgesamt 3 Goldschmiede mit ihrer Werkstatt beherbergte, ggf. sogar 4, wenn man den nachfolgenden Uhrmacher, der ab 1921 das Haus besaß, einbezieht.

93 Eine Stiftungsurkunde aus Beilngries vom 21. März 1370 erwähnt schon für dieses frühe Jahr einen Berchinger Bürger namens Heinrich Goldschmied. Um 1862 gab es im nahen Sulzbürg eine jüdische Familie namens Goldschmidt, die nach Neumarkt umzog und dort mehrere Fabriken, darunter die legendäre Fahrradfabrik „*Express*“, und ein Sägewerk aufbaute.

auf eine Ausnahme, auf die wir sogleich kommen, war dies bei den anderen Anwesen der Berchinger Vorstadt nicht möglich.⁹⁴

Mit diesem Bachwasser fiel es einem Metzger, der sich am Viehhandel beteiligte, auch leicht, beim Auftrieb am Markttag den Rindern und Schafen ausreichend Flüssigkeit zum Trinken zur Verfügung zu stellen.



Die drei Anwesen des Metzgers und Viehhändlers Hans Freisinger jun. zwischen 1693 und 1709. Vor dem späteren „Rumpfenhaus“ mit der alten Nummer 10 ist ein längs-rechteckiger Brunnen zu erkennen, der sich aufgrund seiner Form hervorragend als Viehtränke beim Viehmarkt eignete.

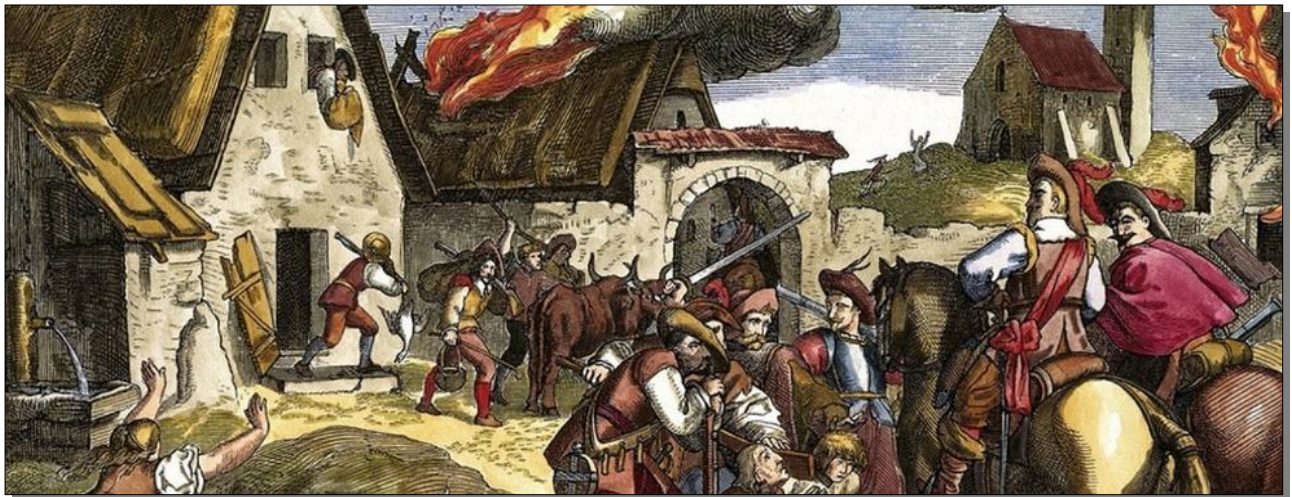
Soweit der „genius loci“ dieses Kryptojuden.

94 Ein weiterer, kleinerer Quellbach floss außerhalb der ummauerten Vorstadt zur Stampfermühle, wobei das Wasserrecht jedoch exklusiv beim jeweiligen Stampfermüller lag. Persönliche Mitteilung Herr Hufnagl jun.

Wolf Freisinger jun. und das Reitermetzgerhaus

Vater Tobias war schon mehr als 8 Jahre tot, als um 1670 sein Stammhalter, Wolf Freisinger jun., endlich seine Metzgerlehre abgeschlossen und das Erwachsenenalter erreicht hatte. Nunmehr konnte er seiner Mutter Maria Freisinger beim Betrieb der Gastwirtschaft und Metzgerei hinter dem alten Berchinger Rathaus tatkräftig zur Hand gehen.

Die Stadt Berching hatte sich, nachdem sie durch die Schicksalsschläge des Jahres 1634 nicht nur massiv an Bevölkerung verloren hatte, sondern auch der Handel mit dem geplünderten, verbrannten und entvölkerten Umland⁹⁵ zusammengebrochen war, zu diesem Zeitpunkt wieder etwas erholt.



Plünderung und Brandschatzung im 30-jährigen Krieg.

Es waren überwiegend getaufte Juden gewesen, die als erste von fern zugezogen waren und mit ihrem Einsatz dem gestürzten Berching wieder auf die Beine geholfen hatten. Diesen Eindruck bekommt man bei der Durchsicht der Taufbücher, denn die alt-hebräischen Vornamen der Freisinger-Sippe waren in dieser Zeit bis ca. 1670 beileibe nicht die einzigen in Berching. Der Schlüssel für dieses auffallende Phänomen ist der traditionelle Viehhandel der Kryptojuden vor dem großen Glaubenskrieg, denn an diesem hing eine ganze Reihe von Sekundär-Berufen wie Metzger, Seiler, Lederer, Gerber, Schuhmacher, Sattler ab. Auch diese Berufe hatten schon zuvor überwiegend in jüdischen Händen gelegen und sie waren nun auch in Berching erneut anzutreffen, z. T. sogar in der Vielzahl.⁹⁶ So trifft man in dieser frühen Zeit nach dem Krieg bei etlichen Familien plötzlich alt-hebräische, alt-testamentarische Taufnamen der Kinder wie „Abraham“, „Jakob“, „Adam“, „Zacharias“, „Elias“ etc. gehäuft an.⁹⁷ Dies ist sicherlich kein Zufall!⁹⁸ Erst in den 70er Jahren setzte dann massiv der Zuzug rein katholischer Familien ein, was sich ebenfalls in den Taufnamen niederschlägt. Christliche Heiligennamen wie Willibald und Walburga (die Diözesanheiligen), Wunibald, Lorenz, Sebastian, Vi-

95 Die schweren Schäden an Leib und Gut, die die marodierenden Schweden in den Dörfern der Umgebung hinterlassen hatten, entnimmt man z. B. der Übersicht über die Pfarreien und Schulen der Oberpfalz, die 1901 der Pfarrer Friedrich Lippert veröffentlicht hat. Zu den Dörfern Erasbach und Weidenwang, die heute nach Berching eingemeindet sind, liest man : „*Ernsbach guten Teils abgebrannt, Weidenwang ganz öd ...*“ Vgl. Friedrich Lippert: Die Pfarreien und Schulen der Oberpfalz (Kurpfalz) 1621-1648, in: VHVOR, Bd. 53, JG 1901, S. 180.

96 Die Freisinger-Metzger waren damals z. B. nicht die einzigen in Berching, es kamen weitere Metzger hinzu, wie z. B. die Lang, Rumpf, Götz, Zummermann, Flettinger und Regnath, deren Herkunft wir nicht weiter untersucht haben.

97 Einige wurden bereits vorgestellt.

98 Wie haben diese Beobachtung nicht einer statistischen Analyse unterzogen, weil dies einen unverhältnismäßig großen Aufwand nach sich gezogen hätte, aber dennoch ist der subjektive Eindruck dieses Phänomens bei der kursorischen Durchsicht des Taufbuches so frappierend und nachhaltig gewesen, dass wir an unserem Rückschluss nicht zweifeln.

tus, Martin, Ägid, Nikolaus etc. waren zuvor kaum in Benutzung gewesen; jetzt kamen sie wieder groß in Mode, während die alt-testamentarischen Vornamen allmählich verschwanden.⁹⁹

Es hat demnach viel mehr krypto-jüdische Familien unmittelbar nach den 30-jährigen Krieg in Berching gegeben, als wir in unserer Beschreibung der Freisinger-Sippe erfassen. Die Familien „Bin“, „Barth“ und „Knör“ wurden allerdings bereits als solche erkannt.

Waren sich gerade die fleißigen Kryptojuden nicht zu schade gewesen, den heruntergekommenen Baubestand Berchings mit seinen Kriegsschäden zu übernehmen, um Handel und Verkehr möglichst schnell wiederzubeleben und den Ort mit ausreichenden Nahrungsmitteln zu versorgen, so bemühten sie sich nach Erholung der Population zusammen mit den christlichen Familien, die nun schwerpunktmäßig aus anderen Teilen des Hochstiftes Eichstätt zuzogen, auch darum, die beschädigte Bausubstanz Berchings wieder auf Vordermann zu bringen. Der zuvor vorgestellte Hans Freisinger mit seinen drei Anwesen in der Vorstadt ist das beste Beispiel dafür dieses Investitionsgebaren.

Durch die Aktivität der Kryptojuden erholte sich in den 60er-Jahren des 17. Jahrhunderts auch der Fernhandel mit Grauvieh wieder, wengleich langsam, weil ja viele der früheren Verbindungen nach Österreich und Ungarn durch den Krieg zusammengebrochen waren. Dennoch nahm der Viehhandel zum Ende des Jahrhunderts ein solches Ausmaß an, dass nun erstmals auch ernsthafte Probleme damit auftraten. Es waren neue Viehseuchen wie die Rinderpest oder die Maul-und-Klauen-Krankheit, welche nun durch die Import-Rinder in die Innenstädte geschleppt wurden und den dortigen Bestand an Standvieh (Milchkühe und Zugochsen) stark gefährdeten.



Die Rinderpest - Ausschnitt aus einem niederländischen Stich des 18. Jahrhunderts.

Wie auch in anderen Städten sah man sich deshalb in Berching genötigt, die Märkte und den Handel mit Großvieh – die eigentliche Domäne der Freisinger-Sippe! - in der Innenstadt aufzulösen und die Import-Rinder künftig nur noch in der Vorstadt und wenig später sogar nur noch außerhalb dieser, vor dem Neumarkter Tor, aufreiben zu lassen. Dort standen die fremden Rinder quasi einige Tage in Quarantäne, ehe sie bei anhaltender Gesundheit freigegeben und anschließend auf- und weiterverkauft wurden.

Dort vor dem Tor blieb der Viehmarkt bis ins 19. Jahrhundert hinein, wengleich zuletzt in immer geringerem Umfang. Zwei schöne Ölgemälde des Tier- und Landschaftsmalers Karl Stuhlmüller (1859-1930) geben darüber eine beredte Auskunft. Eines davon stellen wir hier vor:

⁹⁹ Auch das haben wir aus dem erwähnten Grund nicht quantitativ erfasst, dennoch ist auch dieser Wechsel der Vornamen nicht zu übersehen gewesen.



„Viehmarkt“, eines von zwei Ölgemälden ähnlicher Art von Karl Stuhlmüller (Öl auf Holz, 39,5 x 60 cm, Entstehungsdatum unbekannt). Der Auftrieb des Viehs fand damals vor dem sogenannten Krapfentor (= Neumarkter Tor) statt, im Norden der Vorstadt von Berching. Hier steht, angebaut an das Krapfentor, das alte Pflasterzollhaus aus der Zeit um 1500, das 2016 von der Stadt Berching mutwillig und unter Bruch aller Denkmalregeln zerstört wurde. Dies war bis 2016 das schönste Malerei-Motiv Berchings; es wurde nicht nur von Karl Stuhlmüller aufgegriffen, sondern auch von vielen anderen Künstlern. Vgl. URL: <https://www.robl.de/pflasterzoll/pflasterzoll.html>.

Bis ca. 1770 blieb dem „Viehmarkt“ in der Innenstadt von Berching nur noch der Handel mit Kleinvieh (Geflügel, Schweine, Schafe, Ziegen) und einmal im Jahr die große Rossbeschau,¹⁰⁰ zu der in der Schlenkerwoche nach Mariä Lichtmess (2. Februar) nicht nur alle Reit- und Arbeitspferde des Stadt und des Umlandes aufgetrieben wurden, sondern auch eine Unmenge an Bauern und Diensthöfen in die Wirtshäuser der Stadt strömten, um dort bei einem Humpen Bier oder Wein und einer kräftigen Mahlzeit die Dienstverhältnisse des neuen Arbeitsjahres zu vereinbaren.

Dieser „Rossmarkt“, bei dem früher mehr untersucht als gehandelt wurde, findet noch heute einmal im Jahr statt, konkret am Mittwoch nach Mariä Lichtmess. Er ist jedoch zur blanken Pferde- und Politikerschau und zum größten Winter-Volksfest Bayern mutiert.

100 Es gibt in Berching ein Ratsprotokoll vom 24. April 1678, in dem erstmals schriftlich festgelegt wurde, was sich schon zuvor als notwendig erwiesen hatte, nämlich „*khünftighin alle diejehningen Ross und Füll, so man auff die Weith [Weide] thuen und reithen wihl, durch die geschwohrnen Rossgeschauer ... ordentlich geschauen, besichtigen [zu] lassen ...*“ Diese Untersuchung zum Erhalt eines gesunden Pferdebestandes fand am „*Blaz ... vor der Weillhammerin Haus*“ statt. Dabei ging es den amtlich bestellten „*Rossgeschauern*“ nicht nur um die Erkennung von Krankheiten, sondern auch um die Erfassung des allgemeinen Gesundheitszustandes und die Arbeitstauglichkeit der Pferde. Kranke, nicht mehr arbeitsfähige Tiere wurden ausgemustert und ggf. dem Abdecker zur Notschlachtung übergeben.



Der Berchinger Rossmarkt nach dem Zweiten Weltkrieg - historische Aufnahme. Das zweite Haus von links ist der Nachfolgebau des Freisingerhauses, das 1885 abbrannte.

Auch die normalen Gemüse-, Kram-¹⁰¹ und Trödelmärkte wurden weiterhin mehrfach im Jahr an bestimmten Markttagen in der Innenstadt abgehalten, allerdings mehr im Bereich des heutigen Pettenkoflerplatzes und nicht so sehr am alten Viehmarkt (= Reichenauplatz), wo Maria Freisinger und ihr Sohn Wolf wohnten und ihr von den Vorvätern ererbtes Geschäft betrieben. Erst zum Ende des 18. Jhds. wurde das wieder anders.

Bei dieser Entwicklung war jedoch die Metzgerei und der Gastbetrieb im Freisingerhaus nicht mehr das, was sie noch zu Lebzeiten des Vaters und Großvaters gewesen waren.

Irgendwann vor 1674 muss seitens des jungen Wolf Freisinger im Haus Nr. 55 beim Rathaus der Beschluss gefallen sein, sich der geänderten Marktlage anzupassen, die Metzgerei und den Gastbetrieb in der Berchinger Innenstadt aufzugeben und das Stammhaus an den Kryptojuden Ulrich Barth zu verkaufen. Wolf Freisinger folgte dem Beispiel seines Veters Hans Freisinger und erwarb mit dem Käuferlös 1674 in der Berchinger Vorstadt das Ackerbürgerhaus eines gewissen Andreas Regnath,¹⁰² das zum Verkauf anstand.

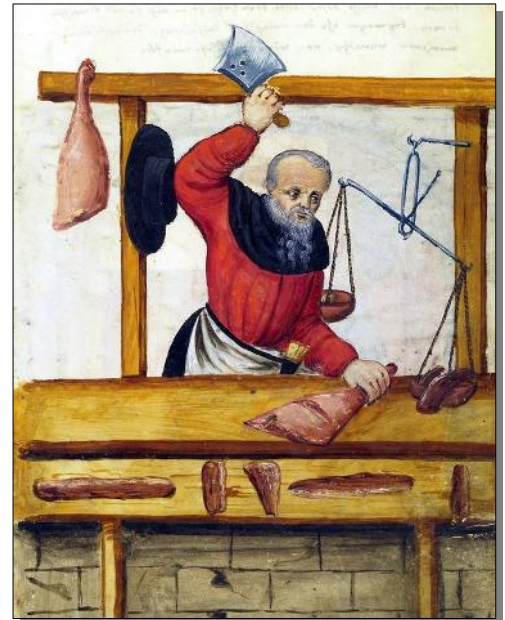
101 Gehandelt wurde an diesen Tagen mit all dem „Kram“, d. h. all den Produkten, die in Berching benötigt, aber nicht vor Ort produziert wurden. Ein weiteres Standbein der Berchinger Wirtschaft wurde alsbald auch der Weinhandel, der allerdings christlichen Familien wie den Pettenkofers und Rumpfs vorbehalten blieb und diesen zu großem Reichtum verhalf.

102 Dieser Andreas oder Andrä Regnath (im Häuserbuch der Stadt auch als „Regnarth“ verschrieben) trägt den Nachnamen einer Sippe, die wir in einer anderen Arbeit schwerpunktmäßig im Raum Burggriesbach, Großberghausen und Weidenwang verortet haben, z. T. als Dynastie von Bäckern. Vgl. dazu: Werner Robl: Auf den Spuren der Familie Gluck in den Dörfern Weidenwang und Erasbach - Fallstricke und Lösungen der regionalen Gluck-Forschung, Berching 2015, S. 31, 32, 34, 41, 42. URL: <https://www.robl.de/gluck/gluckbuchklein.pdf>. Der Berchinger Andreas Regnath ist zusammen mit seiner Ehefrau Barbara bei 8 Kindstufen zwischen 1652 und 1670 vermerkt: Barbara (getauft 31. Juli 1652), Ursula (getauft 17. Juni 1654), Anna (getauft 17. Dez. 1657), Johann Georg (getauft 27. Dez. 1660; um 1709 auf dem Haus Nr. 228 als Metzger), Catharina (getauft 3. Okt. 1662), Walpurgis (getauft 1. Mai 1667), Zacharias (getauft 3. Juni 1669) und Adam (getauft 27. Juli 1670). Da die beiden letzten Namen alt-hebräischer Genese sind, könnte wenigstens Mutter Barbara eine Kryptojüdin gewesen sein. Als Taufpaten fungierten jeweils der Färber Georg Hallmaier und seine Frau Catharina. Diese gebar zwischen 1660 und 1666 3 Kinder namens Andreas, Adam und Simon, wofür wiederum die Regnaths die Patenschaft übernahmen. Da

Das war ein gutes Geschäft: Das Regnath-Anwesen hatte im Vergleich zum Freisingerhaus in der Innenstadt große Vorteile, denn es lag nun wesentlich näher am Viehmarkt mit seinen jüdischen Händlern und besaß auch einen ummauerten Gemüsegarten und einen großen Obstbaumbestand innerhalb der Vorstadtmauer. Das Haus selbst war allerdings nach einem Brandschaden im Landshuter Krieg und vielleicht auch im 30-jährigen Krieg ziemlich heruntergekommen. Dies senkte jedoch den Kaufpreis und versetzte den jungen Wolf Freisinger in den Stand, groß zu investieren und Haus und Scheune von Grund auf neu errichten zu lassen.

Wolf Freisinger ging in dieser Zeit auf Freiersfüßen und heiratete alsbald eine Catharina aus unbekannter Familie.

Wir gehen von einer Gesamtbauzeit von ca. 2 Jahren aus, in der dem jungen Paar das neue und große Haus emporwuchs, wissen aber nicht, ob der Bau schon vor der Hochzeit oder erst danach stattfand. Während das Schlachthaus im hinteren Teil des Hauses seinen Platz fand, wo künftig der Metzger Wolf Freisinger tätig war, wurde an der Straßenfront ein Verkaufsladen für Fleisch und Wurst und eine große, sonnige Gaststube eingerichtet, in dem Catharina Freisinger ihren Platz fand.



Der Metzger beim Fleischhacken. Abb. aus einem Hausbuch der Nürnberger Zwölfbrüderstiftung.

Das stattliche Wohn- und Geschäftshaus erhielt unter der Haus-Nr. 222 alsbald den noch heute bekannten Hausnamen „Reitermetzgerhaus“ – und der Hof dahinter war eben der „Reitermetzger-Hof“.

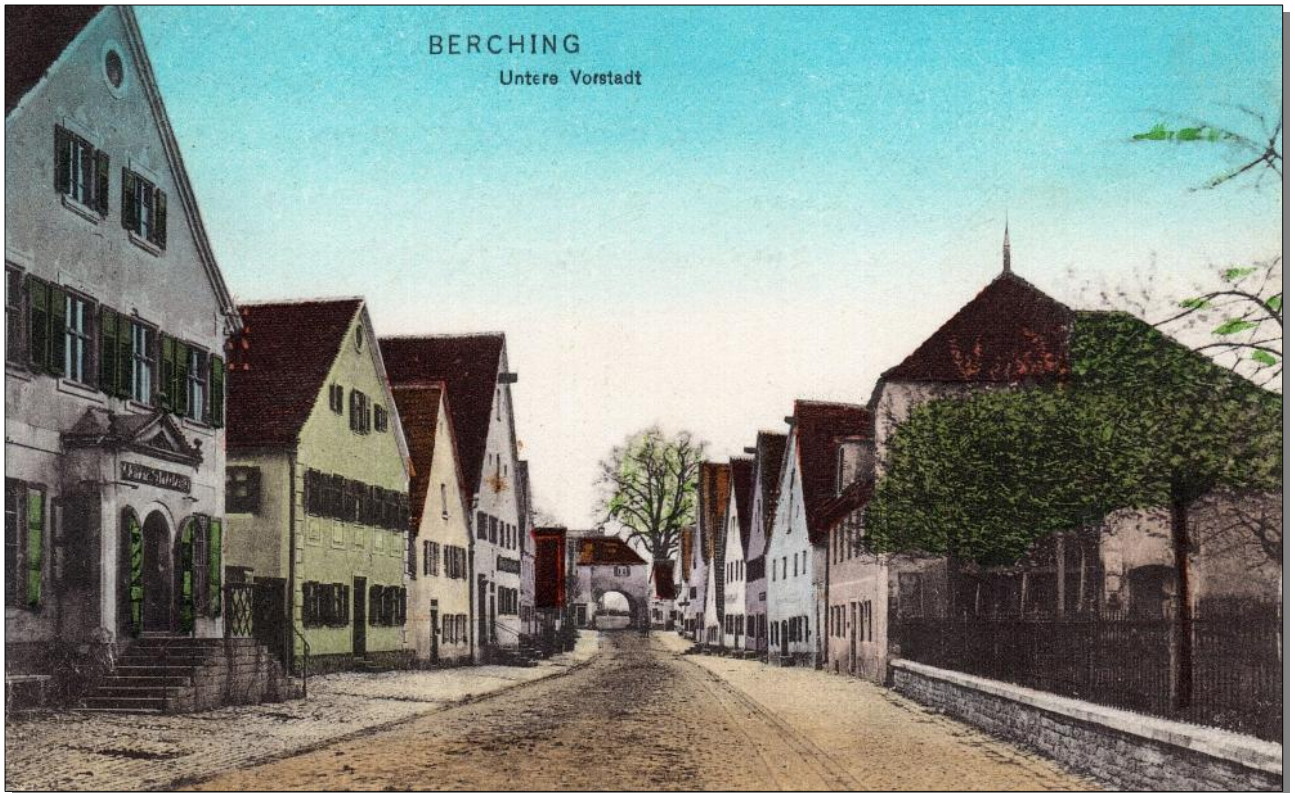
Wer in diesen staatlichen Hof einheiratete, machte eine gute Partie. Die junge Catharina Freisinger zeigte sich dankbar und schenkte ihrem Mann Wolf ca. 9 Monate nach der Hochzeit das erste gemeinsame Kind – genau im Jahr 1764, in dem laut Häuserbuch das Regnath-Anwesen seinen Besitzer gewechselt hat:

Die erstgeborene Tochter „Catharina“ wurde am 3. Oktober 1675 in der Stadtpfarrkirche auf den Vornamen der Mutter getauft. Ca. 20 Jahre später wird dieses Mädchen den Eheleuten Catharina und Wolf Freisinger viel Kummer bereiten, denn es entband in dieser Zeit von einem unehelichen Sohn und verstarb kurz darauf unter nicht näher bekannten Umständen, vermutlich im Kindbett. Die traurigen Eltern begruben ihre Tochter, nahmen das Waisenkind in ihren Haushalt auf und ließen es am 12. März 1695 auf den Namen „Johannes“ taufen.

Das nächste Kind der Metzgerfamilie Freisinger hieß „Maria“, getauft am 25. August 1677. Dann kam ein Sohn „Martin“ zur Welt, der am 6. September 1679 getauft wurde; er wird später die Familienreihe in Berching über eine Generation fortführen. Ein weiterer Sohn namens „Tobias“ wurde am 31. Januar 1684 getauft und starb wenige Tage nach der Geburt. Im späten Jahr 1690 trug Catharina Freisinger sogar zweieiige Zwillinge aus. Diese kamen zu Beginn des Folgejahres zur Welt und wurden am 28. Januar 1691 auf die Vornamen „Johann Georg“ und „Ursula“ getauft. Schließlich erfolgte am 14. Februar 1695 auch noch die Taufe des Nachzüglers „Tobias“.

Damit war die reproduktive Phase des Ehepaares Catharina und Wolf Freisinger beendet.

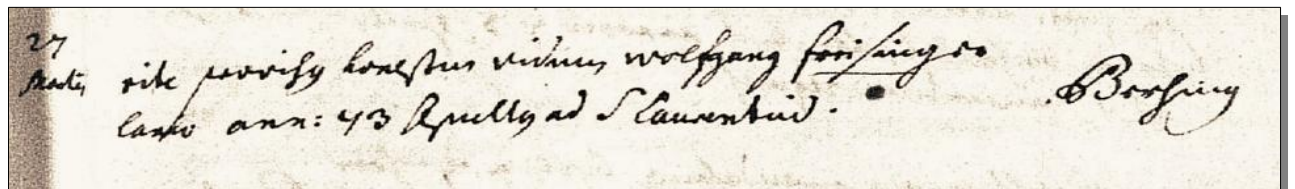
die beiden letzten Hallmaier-Kinder ebenfalls Vornamen alt-hebräischer Genese tragen (שמעון šim'on und אדמה adama), dürfte zumindest ihre Mutter Catharina ebenfalls eine Kryptojüdin gewesen sein, und Barbara Regnath war wahrscheinlich ihre Schwester. An diesen Beispielen sieht man, dass gegen Ende des Jahrhunderts auch immer mehr Mischehen zustande kamen. Was Andreas Regnath anbelangt, so weisen ihn die Taufeinträge lediglich als „civis“, d. h. „Berchinger Bürger“ aus; sein eigentlicher Beruf bleibt hier ungenannt. Gleichwohl scheint er Metzger gewesen zu sein, wie sein Sohn Hans Georg nach ihm.



Kolorierte Postkarte von ca. 1920: Das 4. Haus von links ist das sogenannte Reitermetzgerhaus, das Wolf Freisinger um 1675 erbauen ließ. Rechts liegt der Friedhof von St. Lorenz. Im Hintergrund das Beilngrießer Tor, damals noch mit Pflasterzollhaus.

Wir wissen mit Ausnahme des Sohnes Martin und der Tochter Catharina leider nicht, was aus den Kindern der Eheleute Freisinger wurde. Jedenfalls gab es keinen Sohn, der den betagten Wolf Freisinger gegen Ende seines Lebens im Betrieb der Metzgerei und der Gastwirtschaft abgelöst hätte, denn Sohn Martin war schon um 1709 zurück in die Berchinger Innenstadt gezogen, um dort eine eigene Metzgerei aufzumachen.

Als am 26. März 1720 „der ehrbare Witwer und Metzger Wolf Freisinger“ im Alter von 73 Jahren starb und tags darauf im Friedhof von St. Lorenz bestattet wurde, nur einen Steinwurf von seinem Wohnhaus entfernt, waren Haus und Hof bereits in fremden Händen.



Sterbefälle Berching 1687-1793, für das Jahr 1720: „27 martii rite provisus honestus viduus Wolfgang Freisinger lano annorum 73 sepultus ad S. Laurentius Berching – Am 27. März wurde, nach Erhalt der Sterbesakramente, der ehrbare Witwer Wolf(gang) Freisinger, Metzger, verstorben im Alter von 73 Jahren, bei St. Lorenz bestattet. Berching.“

Wolf Freisinger hatte sein Anwesen nach dem Tod der Ehefrau schon im Jahr 1716 an den Sattler Hans Georg Lubner verkauft, der zu seiner Zeit im nahen „Färberhaus“ Nr. 224 (heute St.-Lorenz-Str. 13) seine Werkstatt betrieb. Von diesem ging es an einen Staudacher Konrad, und im Jahr 1721 an den Metzger Anton Hufnagel, der es bis 1770 behielt.

Als weiterer Zwischenbesitzer folgt laut Häuserbuch der Metzger Stefan Vögele aus Berching, der es noch im selben Jahr 1770 an den Berchinger Metzger und Gastwirt Andreas Bauer (geb. 1770) weiterverkaufte. Dieser gab es wiederum am 26. November 1806 an seinen Bruder Josef Bauer (geb. 1779) weiter.

Über diesen Josef Bauer, der auf dem Anwesen bis zu seinem Tod im Jahr 1844 blieb, hat sich eine lustige Stadtsage erhalten, die der verstorbene Lehrer Heinrich Edinger in seinem Berchinger Sagenbuch¹⁰³ festhielt:

Hier die Zusammenfassung der Sage „Kroat'n san vor'm Tor“:

Als zur Zeit der Napoleonischen Wirren versprenge Kroatenhorden die Gegend von Berching unsicher machten, hörten die Vorstädter nach Einbruch der Dunkelheit plötzlich anhaltend lautes Poltern vor den verschlossenen Beilngrieser Tor. Niemand traute sich zu öffnen, denn man vermutete einen Angriff kroatischer Marodeure. Nur der „lange Reitermetzger-Sepp, dessen Körperkraft so berüchtigt war wie seine Rauflust“, fasste sich ein Herz und öffnete das kleine Schlagtürl am Tor. Was geschah? Hereinsprang aus dem Dunkeln allein der kräftige Ziegenbock des Kronenwirts. Man hatte vor dem Torschluss vergessen, ihn nachhause zu holen, worauf sich dieser nicht zufriedengab und nachts entschlossen das Tor rammte. Das waren also die gefährlichen Kroaten! Die Vorstädter hielten sich den Bauch vor Lachen. Der Sepp Bauer behielt aber von dieser lustigen Begebenheit einen Spitznamen; er wurde den Rest seines Lebens nur noch der „Goß-Sepp“ genannt.



Das Beilngrieser Tor nach dem Ersten Weltkrieg. Man beachte das Heu-Fuhrwerk mit dem Gespann kleiner Zugochsen.

Über 3 Generationen blieb das Anwesen in Händen der Familie Bauer, ehe es 1899 an die Familie Lindner-Stark fiel. Aus der Zeit der Sabina Lindner (1876-1960) und ihres Mannes Max Stark (1874-1948), der von Haunsfeld nach Berching gezogen war und wie all seine Vorgänger Metzger und Gastwirt wurde, haben sich etliche Fotos des Hauses erhalten.

Folgende Luftaufnahme wurde allerdings erst nach dem Zweiten Weltkrieg angefertigt. Von Sabina Lindner war das Haus nach dem Tod ihres Mannes im Jahr 1948 an das verwandte Ehepaar Josef und Barbara Zrenner weiterverkauft worden. Die folgende Fotografie, die anlässlich des Verkaufs vom Laternenturm der Kirche St. Lorenz aus gemacht wurde, zeigt das ganze Anwesen von oben, zwar renovierungsbedürftig, aber noch immer in seiner ganzen barocken Stattlichkeit.



Das Reitermetzger-Anwesen im Jahr 1948.

103 Vgl. Heinrich Edinger: Von Hechten, Hexen, Herren und Halunken – Sagen aus Berching, Kallmünz 2002, S. 40-42.

Die folgende Fotografie stammt aus der Zeit um 1910. Vor dem Haus steht Sabine Stark, geb. Lindner (1876-1960), die Gattin des Gastwirts und Metzgers Max Stark (1874-1948), mit Tochter (?) und Hund. Nur wenig hatte sich seit der Erbauungszeit geändert.



Das Reitermetzgerhaus um 1910.

Dr. Josef Zrenner, der Sohn des Ehepaars Zrenner, richtete in den 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts hier seine Hausarztpraxis ein. Leider wurde bei dieser Gelegenheit die große Scheune abgerissen und durch ein kleines modernes Hinterhaus ersetzt, in das die Eltern zogen. Dieser umfangreichen Baumaßnahme fiel auch der ummauerte Gemüsegarten und der barocke Brunnen zum Opfer. In diesem renovierten, aber doch stark veränderten Zustand verkaufte das Ehepaar Dr. Josef und Christine Zrenner im Jahr 2009 das Anwesen an uns, das Ehepaar Dr. Werner und Oksana Robl.

„Dieses Haus ist mein und doch nicht mein. Beim zweiten wird es auch so sein. Dem dritten wird es übergeben, doch der wird auch nicht ewig leben. Den vierten trägt man auch hinaus. Nun sag', mein Freund, wem gehört dieses Haus?“

Das sagt ein bekannter Hausspruch. In unserem Fall sind wir nicht 4., sondern die 15. oder , wenn man den Andreas Regnath hinzuzählt, sogar die 16. „Besitzer“, die dieses nur als Leihgabe des Allmächtigen erhalten haben.

Aber immerhin, das Haus ist jetzt kernsaniert und energetisch dem künftigen Bedarf angepasst. Der alte Dachstuhl von 1675 existiert noch, nur das Dach wurde nach Begradigung neu eingedeckt. Seine Kernsubstanz aus 50 cm dicken Kalksteinwänden und seine Zwischendecken aus Holz sind vom Keller bis zum First komplett erhalten und durch und durch gesund. Kurz: Das Haus hat ca. 350 Jahre „auf dem Buckel“ und noch immer besteht kein ernsthafter Schaden! So baut man Häuser für die Ewigkeit - und dem Kryptojuden Wolf Freisinger haben wir dieses „Geschenk des Himmels“ zu verdanken. Leiden kennen wir nicht die Namen der Handwerker, die an diesem Haus gewirkt haben.

St.-Lorenz-Straße 9		Haus Nr. 222					
Bezeichnung des Hauses		Das Reitermetzgerhaus					
Name der Besitzer	Besitzer in der Zeit		Bemerkung				
	von	bis					
Regnarth Andre	vor 1674			Wittl Martin, Gastwirt und Pferdehändler, Metzger * 10.02.1832 in Rothenbügl, L.A. Parsberg + 09.01.1895 Berching oo 13.06.1865 Berching (482) Walburga, geb. Uttinger * 18.02.1843 Rothenbügl	30.03.1865	23.02.1898	Besitzer durch Kauf bzw. Tausch geg. Haus 129 13.09.1879 Anmeldung eines Viehhandels Wittl Martins Witwe, die diesen Handel abschloss, bezog das eingetauschte Haus nicht, sie selbst kaufte Hs. No. 278
Freisinger Wolf, Metzger	1674	1716	Besitz: 1 Fohlen, 2 Küh, 1 Schweinsmutter	Stimpfl Magdalena, geb. Pfleger Gastwirtin, Witwe * 27.03.1842 in Berching + 27.03.1926 Berching oo 19.10.1875 Berching (582) Stimpfl Johann, Ökonomiebesitzer * 11.04.1834 in Berching + 10.03.1895 Berching	23.02.1898	01.02.1899	Besitzerin durch Kauf s. Nr. 129
Lubner Hans Georg			nicht im Steuerbuch				
Staudacher Konrad	1716	1720					
Hufnagel Anton, Metzger	1721	1770	Mit Bierwirtgerechtsamen und Erlaubnis zum Kleinhandel mit Branntwein.	Lindner Franz Ser., Metzgerm. * 30.12.1839 in Berching + 21.05.1901 Berching oo 14.05.1867 Berching Lindner Theres, Metzgerswitwe, geb. Hilpoltsteiner * 17.09.1841 Burggriesbach + 21.08.1922 Berching	01.02.1899		Besitzer durch Kauf. s. Nr. 23, 104, 105, 222, 224,
Vögele Stephan, Metzger oo 22.04.1771 Berching Anna Maria, geb. Kipfstuhl aus Emersdorf			nicht im Steuerbuch s. Nr. 136				
Bauer Andra, Metzger, Wirt oo I. 07.08.1770 Berching (24 J.) Maria Anna, geb. Gürtele (32 J.) oo II. 13.09.1784 Berching (113) Maria Anna, geb. Freyhard	1770	28.11.1806	Eltern: Joseph, Brauer, u. Maria Anna Eltern: Jakob u. Catharina, Nr. 214 Eltern vgl. Nr. 67, 68, 239,	Stark Max, Gastwirt, Metzger * 28.03.1874 Haunsfeld/Eichst. + 09.07.1948 Berching Sabina, geb. Lindner * 23.01.1876 Berching + 21.06.1960 Berching	19.08.1901	14.06.1904	Theres Lindner bezog dieses Haus selbst nicht, sondern übergab das halbe ihrer Tochter Sabina, diese heiratete alsdann den Metzger Max Stark von Haunsfeld.
Bauer Josef, Wirt, Metzger * 16.12.1779 in Berching + 11.05.1833 Berching oo 18.07.1809 Berching (220) Anna Maria, geb. Schober * 14.08.1789 Rudertshofen + 25.06.1853 Berching	26.11.1806	30.07.1844	Besitzer durch Übernahme.	Zrenner Josef, Lagerhausverwalter * 18.06.1918 in Berching + 24.07.1998 Berching Zrenner Barbara, geb. Seitz * 04.06.1923, + 10.01.2018	14.06.1904	01.12.1948	Besitzer durch Einheirat. Am 16.04.1909 erlitt Stark beim Holzfahren einen Unfall, durch den ihm an der rechten Hand 2 Finger abgequetscht wurden.
Bauer Andra, Metzgermeister * 30.11.1811 in Berching + 22.05.1864 Berching oo I. 10.09.1844 Berching (354) Katharina, geb. Feil, Mittersthal + 06.07.1859 Berching (Reg.) oo II. 24.11.1863 Berching (470) M. Anna, vid. Pickl, geb. Weber * 09.07.1812 Jettlingsdorf	30.07.1844	30.03.1865	Wie vor. Bierschenke, Rothgerber (1852) 1836 Wohnhaus mit Stadt und Anbau	Dr. Zrenner Josef, Arzt * 02.02.1947 Berching + 26.01.2016 Bernau/Chiemsee Dr. Zrenner Christine			Besitzer durch Übernahme v.d. Tante. 1965 Besitzer 26.08.1957 Wohnung in Schmidtmühlen 19.09.1959: Fleischer Emilie, Damenschneiderin 04.07.1963 als Gewerbe eingetragen
			Bauer Xaver, Metzger 1860 steuerpflichtig	Oksana u. Dr. Werner Robl Arztpraxis			Arztpraxis
							2012/13 Besitzer

Auszug aus dem Häuserbuch der Stadt Berching.



Das Reitermetzgerhaus in der Berchinger Vorstadt - mit Arztpraxis im Erdgeschoss und Wohnungen in den Obergeschossen. Aufnahme des Jahres 2011.

Damit kehren wir zurück zum Metzger Wolf Freisinger aus der 5. bekannten Generation der Berchinger Freisinger-Sippe:

Als sein neues Geschäfts- und Wohnhaus im Schatten von St. Lorenz fertiggestellt war, zog er mit seiner frisch angetrauten Frau Catharina dorthin um, während seine Mutter Maria mit ihrem Gesinde bis ca. 1693 im Freisingerhaus in der Innenstadt blieb.

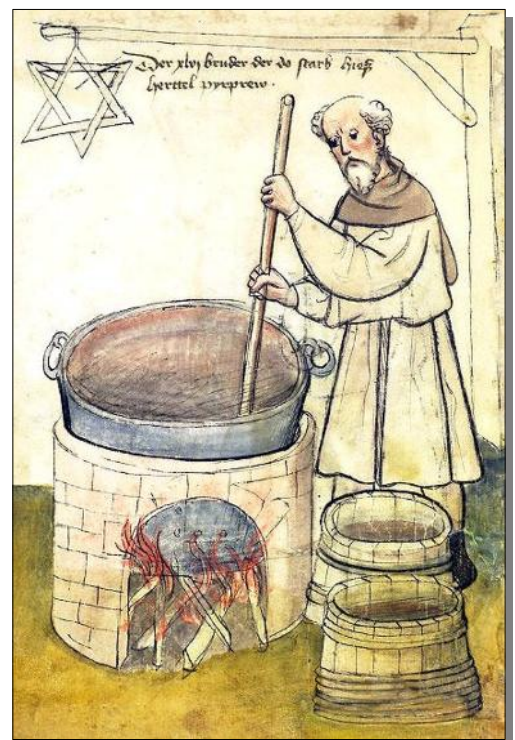
Wenig später wird Wolf Freisinger mit seiner Frau die neue Metzgerei und den Gast- und Schankbetrieb eröffnet haben. Zu seinem Vetter Hans Freisinger in der Oberen Vorstadt stand er damit in gewisser Konkurrenz. Dennoch nehmen wir an, dass beide in den Bereichen, wo es notwendig war, zusammenarbeiteten. Dies dürfte vor allem den Handel und Einkauf von Schlachtvieh betroffen haben. Hier gilt mehr als anderswo: „Eine Hand wäscht die andere.“ Und auf diese Hände kam es beim Viehhandel besonders an. Denn damals wie heute wurde Vieh nur mit Handschlag gekauft oder verkauft!

Wolf Freisinger stand allerdings im Vergleich mit Hans Freisinger aus der oberen Vorstadt ein wenig im Hintertreffen. Alte Kontakte zur Viehhändler-Szene waren nach dem unerwarteten Tod des Vaters Tobias bei Plankstetten zusammengebrochen, und neue hatte Wolf bis dato nicht aufbauen können.

Deshalb kam er auf die glorreiche Idee, künftig in der Altane,¹⁰⁴ die sein Wohnhaus mit der großen Scheune verband, einige Gästezimmer für die Reiter und Boxen für ihre Pferde anzubieten: Pferde unten, Gäste oben! Mit diesem Angebot kam er vor allem den berittenen Viehtreibern und Viehhändlern, meistens Juden, entgegen, die neuerdings mit ihrer lebenden Ware einige Tage vor dem Neumarkter Tor verbringen mussten, ehe der Viehverkauf losging. Diese Leute fanden nun ganz in der Nähe ihrer Herden eine Logis - mit Vollpension für Pferd und Reiter!

Das war neu, aber der Aufwand lohnte sich doppelt: Eine Pflege dieser Kundschaft versetzte den geschäftstüchtigen Kryptojuden Wolf Freisinger alsbald in den Stand, als beliebte Anlaufstelle in den überregionalen Viehhandel eingebunden zu sein - genauso, wie einst sein Vater Tobias und sein Großvater Wolf. Vielleicht verkaufte Wolf Freisinger den fahrenden Händlern von Großvieh auch seinerseits Pferde.¹⁰⁵ Schon seit der Spätantike war der Sulzgau für die Qualität seiner Rösser bekannt.¹⁰⁶

Dieses Geschäftsmodell funktionierte jedenfalls bald wesentlich besser als der Gastbetrieb in der Innenstadt: Die Wege zum Vieh außerhalb der Vorstadt waren für Händler und Treiber kurz, die Vollversorgung im neuen Freisinger-Anwesen wurde als angenehm empfunden, die Kost aus der hauseigenen Metzgerei war hervorragend und das Fleisch und die Wurstwaren waren koscher.



Ein Biersieder bei der Arbeit. Abb. aus einem Häuserbuch der Nürnberger Zwölfbrüderstiftung. Wenn es frisches Bier gab, wurde der „Zoiglstern“ ausgehängt.

104 Man vergleiche dazu die Luftaufnahme vorn.

105 Von 1865 bis 1898 saß auf dem Haus der Pferdehändler Martin Wittl. Vielleicht führte dieser eine von Wolf Freisinger begründete Tradition weiter. Ob Martin Wittl oder auch schon Wolf Freisinger eine Pferdemetzgerei im Haus betrieben wurde, bleibt offen. Das Haus hieß jedenfalls nie „Pferdemetzgerhaus“, sondern immer „Reitermetzgerhaus“.

106 Die Tiefebenen des Sulzgau bestehen aus den sandigen Böden eines Urmeeres – ein idealer Untergrund für Pferdehufe. In der Spätantike siedelte hier der kriegerische Stamm der Juthungen. Nach dem Geschichtsschreiber Dexippos rühmten sich diese im Jahr 270 n. Chr. einer Zahl von 40000 berittenen Kriegern, was einer Zahl von mehr als 80000 Kampfpferden entspricht. Noch heute finden sich hier in auffallender Zahl Gestüte.

Im Übrigen braute Wolf Freisinger im Kommunbrauhaus von Berching alsbald sein eigenes Bier,¹⁰⁷ mit dem die Gäste ihren Durst löschen konnten. Hinzu kam der Schnaps, der im Winter aus dem Obst des großen Obstgartens gebrannt wurde. Beide Getränke waren im Gegensatz zum Wein selbst orthodoxen Juden nicht verboten.

Wenn die meist überregionalen Viehhändler/-treiber mit ihren Reitpferden beim Metzger- und Gastwirtehepaar Wolf und Catharina Freisinger einkehrten, dann nimmt es kein Wunder, wenn dieses Haus alsbald den Hausnamen „*Reitermetzgerhaus*“ trug! Für den örtlichen Viehhandel wäre eine solche Benennung unsinnig gewesen; es waren die Exponenten des Fernhandels, die hier einkehrten!

Besonders angenehm muss es für die jüdischen Viehhändler/-treiber gewesen sein, in Wolf Freisinger und seiner Familie zwar getaufte Christen vor sich zu haben, die in der Stadt anerkannt waren und gute Kontakte zum Hochstift und zu allen anderen Geschäftsleuten hielten, die sich jedoch ihnen gegenüber als äußerst jüdenfreundlich präsentierten und in ihrem Haus den Gästen all das boten, was sie zu einer Ausübung des jüdischen Glaubens benötigten.

Von diesem stattlichsten aller Handwerkerhäuser, das nicht nur selbst zwei Gewerbebetriebe enthielt, sondern quasi den anderen Handwerkern der Vorstadt als „*Informationszentrale*“ und „*Verteilerstation*“ diente, ergab sich ein Multiplikator-Effekt zumindest für diejenigen, die ebenfalls vom Viehhandel abhingen. So wirkten genau in der Zeit, in der Wolf Freisinger auf dem Reitermetzgerhaus saß (von ca. 1680 bis 1720) laut Häuserbuch nicht weniger als weitere 7 Metzger, 7 Rotgerber, 3 Weißgerber, 5 Schuster, 4 Sattler, 2 Seiler und 1 Knopfmacher in der Berchinger Vorstadt!¹⁰⁸

Das Schöne an diesem Haus ist: Spuren krypto-jüdischen Lebens im Reitermetzgerhaus haben sich bis heute erhalten, und das, obwohl inzwischen 350 Jahre vergangen sind! Doch ehe wir diese vorstellen, beschäftigen wir uns zuvor noch einmal mit dem Häuserbuch:

Das Häuserbuch der Stadt Berching weist nach einer alten Vorlage gerade bei den ersten Besitzern häufig den Tierbestand aus. Bei Wolf Freisinger liest man „*1 Fohlen, 2 Kuh, 1 Schweinsmutter*“ Schweinsmutter ist das, was man heute „*Muttersau*“ nennt. War das ein Widerspruch zum Kryptojudentum der Freisinger? Als Juden durften sie keine Schweine schlachten!

- Doch hier trifft Ähnliches zu wie bei den Ferkeln des Ulrich Barth im Freisingerhaus in der Weststadt: Diese Muttersau und ihre Ferkel werden der Metzgerfamilie als pseudo-christliches „*Feigenblatt*“ gedient haben. Sicher, die Halacha verbot das Berühren, den Genuss und das Schlachten von Schweinen. Aber genau das war bei einer Muttersau auch nicht zwingend geboten; sie musste nur gefüttert und ihr Wurf an Ferkeln weiterverkauft werden. Dem Kryptojudentum der Freisinger war damit kein Abbruch getan.

107 Dass Wolf Freisinger auch Bier braute, ist dem Häuserbuch und den Kirchenmatrikeln von Berching nicht zu entnehmen, doch wir wissen davon durch ein Bierlos des Jahres 1696. Als im Herbst 1696 in Berching die Lizenz für Braunbier per Losentscheid vergeben wurde, erhielt Reinhard Pettenkofer den größten Zuschlag, mit Schankrecht ab Allerheiligen, den 1. November. Für ein eingeschränktes Brau- und Schankrecht - ab Martini, den 11. November - bewarben sich neben 10 anderen Mitbewerbern auch Wolf Freisinger aus dem Reitermetzgerhaus und sein Bekannter Ulrich Barth aus dem Freisingerhaus, und beide erhielten den Zuschlag. Wir entnehmen dies einer maschinenschriftlichen Notiz des 2006 verstorbenen Herrn Alfons Lichtenegger, dessen heimatkundlicher Fundus in unserem Besitz ist (in Kopie). Dies ist der einzige, allerdings eindeutige Hinweis auf die Schankwirtschaft des Wolf Freisinger in unserem Reitermetzgerhaus (wohl im Nebenerwerb), während im Häuserbuch *expressis verbis* der Metzger und Gastwirt Anton Hufnagel, (1721-1770) als erster mit dem Recht ausgewiesen ist, Schnaps zu brennen. Dieses Brennrecht wird jedoch wie das Brau- und Schankrecht schon zuvor auf dem Haus gewesen sein, zumal ja ein großer Obstgarten dazu gehörte.

108 Diese Handwerker der Vorstadt sind im Häuserbuch mit Namen genannt. Bei einem Teil fehlt die Berufsangabe, so dass diese Liste u. U. noch erweitert werden könnte.

- Der Unterhalt eines Pferdes war teuer,¹⁰⁹ gleichwohl benötigte Wolf Freisinger ein Reit- und/oder Arbeits-Pferd, sonst hätte er nicht effektiv Bier brauen oder Vieh aus entfernten Ochsenzügen ankaufen können. Eine hölzerne Futterkrippe für die Pferde war übrigens in die Westwand des querstehenden großen Stadels eingebaut; diese haben wir am Originalort erhalten.



Abgang in den Felsenkeller, rechts daneben die Futterkrippe für Gastpferde. Eingemauert in die Wand erkennt man erhaltene Spolien aus dem Primärbau des Hauses um 1674: einige Dachziegel mit sog. Handstrich, sowie ein großer handgeschmiedeter Zimmermannsnagel mit Öse.

- Die beiden Kühe, die das Häuserbuch ausweist, gehörten als Nutztiere zum Hausbestand; da mag wenigstens eine Milchkuh dabei gewesen sein, vielleicht auch ein Schlachttier. Milch und Kuhfleisch waren für praktizierende Juden koscher und damit ihr Genuss nicht verboten.¹¹⁰
- Schafhaltung war übrigens auch möglich, selbst wenn Schafe im Erstbestand der Freisinger nicht erwähnt sind. Ihnen war wohl der flache Stadtgraben vor der östlichen Vorstadtmauer vorbehalten, der noch heute zum Anwesen gehört.

Am Anbau und Ausschank von Wein, die damals die Familien Pettenkofer und Rumpf in Berching reich machten, konnten sich die Freisinger als Wirte mosaischen Glaubens nicht beteiligen. Zwar gibt es keine Vorschrift in der Halacha, die den Genuss von Wein grundsätzlich verbietet. Doch die dafür benötigten Trauben dürfen keinen natürlichen Gärungs- und Alterungsprozessen unterzogen sein, was bei Weintrauben im Herbst immer der Fall ist. Will man also koscheren Wein produzieren, dann muss es ein ganz junger sein, und der Herstellungsprozess muss von einem Rabbiner überwacht werden, der einem Wolf Freisinger nicht zur Verfügung stand. So musste er zu seiner Zeit auf den lukrativen Anbau und Ausschank von Wein verzichten! Das Häuserbuch weist deshalb für das Reitermetzgerhaus keinen Weinausschank aus, auch nicht bei den vielen späteren Besitzern.

So erkennt man allein am spezifischen Ausschank-Profil einer Gastwirtschaft, ob ihr Betreiber ein bekennender Jude/Kryptojude war – oder nicht.

¹⁰⁹ Im Mittelalter erforderte z. B. der Unterhalt eines Kampffrosses das Kalorienäquivalent an Hafer, für das ca. 25 Personen in der Landwirtschaft Feldarbeit leisten mussten.

¹¹⁰ Fleisch und Milchprodukte durften allerdings bei den Juden nie kombiniert gegessen werden und benötigten eine getrennte Aufbewahrung, weshalb orthodoxe Juden heute zwei Kühlschränke besitzen statt nur einen.

Von der alten Scheune hat sich nur ein geringer Rest erhalten, vornehmlich in Form jenes Mauerstückes im heutigen Carport, das oben abgebildet ist und die erwähnte Futterkrippe für Pferde enthält. Von hier aus wurde ein altes Gewölbe betreten, in dem früher Rüben und andere Lebensmittelvorräte, und ab 1724 auch Kartoffeln lagerten. Dieser Keller weist das ganze Jahr über einen feuchten Boden auf, sodass wir ihn zum Abtrocknen nur mit einer Gittertür verschließen. Zum Teil rührt die Feuchtigkeit von einer unsachgemäßen Abdeckung des Kellers gegen Regenwasser her, zum größeren Teil aber von der Bodenfeuchtigkeit.

Der Ursache dieser ständigen Vernässung kamen wir auf die Spur, als wir 2017 oberhalb der abgegangenen Scheune einen verfüllten Brunnen aus Juraquadern entdeckten und freilegen ließen. Dieser Brunnen stammt aus der Zeit des Wolf Freisinger! Er lag im 19. Jhd. in einem Brunnenhaus, einem Anbau der Scheune.



Links unser Garten, vom Hof aus gesehen: Im Hintergrund die geschmiedete Sitzfigur des „Orfeo spinario“ von Peter Klink. Der Brunnen liegt auf halber Höhe, in Bildmitte. Rechts der Brunnenkorb unmittelbar nach der Freilegung und dem Auspumpen. Das ständig nachfließende Schichtenwasser verdeckt seine Sohle aus großen Steinplatten.

Der ca. 5 Meter tiefe Brunnen führt ganzjährig in reichlicher Menge Schichten- und Grundwasser und er wird von einer so starken Juraquelle gespeist, dass er selbst in Sommern extremer Trockenheit, wie es 2020 und 2022 der Fall war, nicht austrocknet.

Da die Basis dieses leicht bauchig gewölbten Brunnens aus sehr großen Kalksteinplatten besteht, die man beim Bau des Brunnens nie hätte abteufen¹¹¹ können, ist sicher, dass hier vor dem Bau von Scheune und Brunnen der sogenannte Lohbach oberirdisch herabließ, der sich aus einem breiten Quellhorizont des Ornatentons am sogenannten „Predigtstuhl“ (heute oberhalb des Berchinger Friedhofs gelegen) speiste - dort, wo heute zu Füßen der Hangkante noch immer eine Feuchtzone liegt.



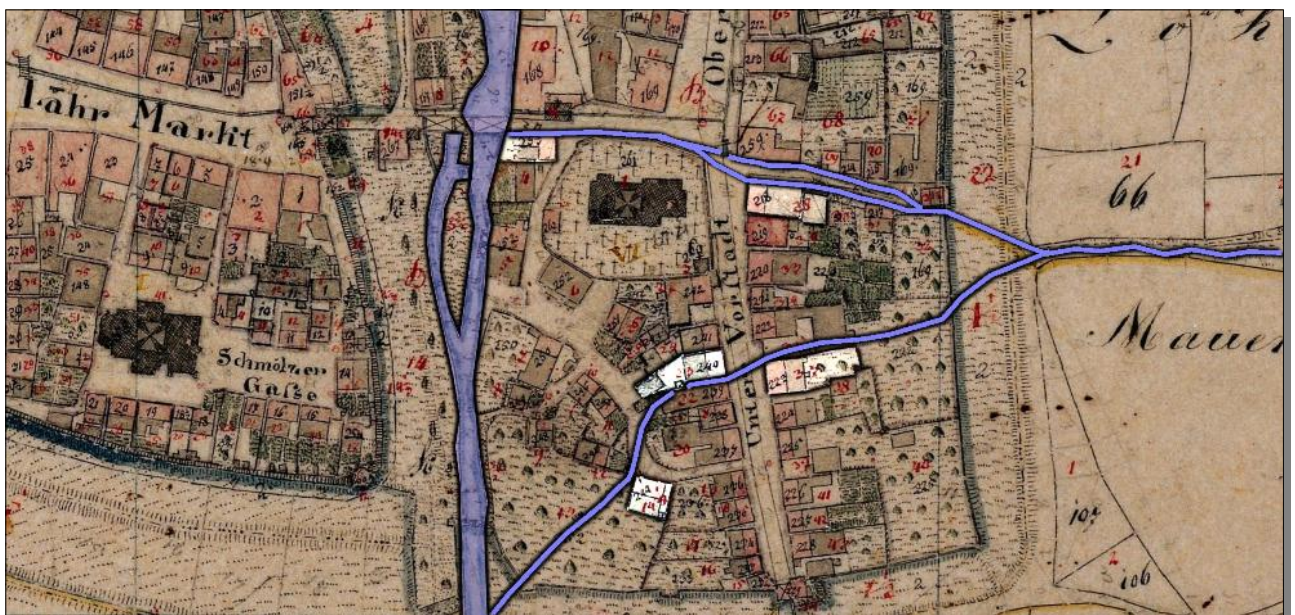
Der Verlauf des Lohbaches 1822. Damals bestand knapp unterhalb des Quellhorizonts – heute knapp oberhalb des Friedhofs - ein großes gemauertes Reservoir, welches das Quellwasser sammelte und vor Verunreinigung schützte.

111 Der für den Brunnenbau spezifische Begriff „Abteufen“ beschreibt das Graben und Ausschachten von Brunnen.

Der Ausschnitt aus dem Urkataster von 1822 zeigt die Situation, als der Bach noch überwiegend oberirdisch verlief. Heute ist dieser Wasserlauf z. T. kanalisiert. Er unterquert problemlos die Bundesstraße 299 und den Ludwig-Kanal und teilt sich dann in zwei Arme. Der nördliche Bachlauf versorgte einst über eine Abweigung nach dem artesischen Prinzip den Brunnen vor dem Pfarrhof, der Hauptlauf passierte das „Führerhaus“,¹¹² um dann beim ehemaligen „Bruckledererhaus“ in die Sulz zu münden.¹¹³

Der zweite Bachlauf lief einst oberirdisch und läuft heute unterirdisch durch unser Gartengrundstück bis zum Brunnen und dann weiter in Richtung Sulz. Nach der Fertigstellung des Brunnens im offenen Gelände (um 1675) wurde dieser Bach von Wolf Freisinger in den Brunnen eingeleitet und das umgebende Terrain bis zur Stützmauer der neuen Scheune so mit Erdmaterial aufgefüllt, dass eine Höhendifferenz von ca. 3 Metern zwischen dem Terrain vor und hinter der Scheune entstand. Kein Wunder, wenn heute der Boden des Steinkellers nass wird. Er liegt mitten im Abstrom-Gebiet des alten Bachlaufes, der auch den Brunnen durchfließt. Dieser Schichtenwasser-Strom hat allenfalls die Breite von 2 bis 3 Metern, denn er lässt den Keller des nahen Haupthauses völlig trocken. Dieser Bacharm bietet auch eine schlüssige Erklärung dafür, dass seit alter Zeit zwischen unserem Reitermetzgerhaus und dem benachbarten „Zackenhaus“ mit der alten Nummer 223 (heute St.-Lorenz-Str. 11) eine Baulücke von 8 bis 9 Metern besteht.

Im Weiteren führte dieser Arm an den Gerber-Häusern mit der alten Nummer 240 und 244 entlang, ehe er in die Sulz mündete. An all diesen Gerbereien erkennt man den Aufschwung, den um 1700 der wiederbelebte Handel mit Großvieh auch für andere Branchen nach sich zog: Es fielen damals sovielen Rinder-Häute nach dem Schlachten an, dass zu Wolf Freisingers Zeit sage und schreibe 7 Rotgerber davon leben konnten. Und diese wiederum brauchten soviel Rinden-Abrieb zum Gerben, dass sich im Westen von Berching die „Loh-Mühle“ etablieren konnte, die aus den Rinden der jungen Eichen an der Nordflanke des Rudertshofener Tales das Substrat der Gerberlohe mahlte.



Die Rotgerber-Häuser in der Berchinger Vorstadt, in denen zur Zeit des Wolf Freisinger 7 Rotgerber ihr Handwerk betrieben. Sie alle mussten an einem Wasserlauf liegen, da zum Auswaschen der Branntkalk-Reste und der Gerberlohe viel Frischwasser benötigt wurde.

112 In diesem Haus beziehungsweise seinem Vorgängergebäude (bis 1842) wirkten einst auch Rot- und Weißgerber der kryptojüdischen Familie „Kner“ = „Knör“ (1697-1809). Sie konnten den Bachlauf zum Lohwaschen gebrauchen.

113 Den damaligen Rotgerbern der Vorstadt, in den Häusern mit der alten Nummer Nr. 218 („Führerhaus“), 223 („Zackenhaus“), 240 („Brennerhaus“), 244 („Kellermannhaus“) und 253 („Bruckledererhaus“) ihr Handwerk ausübten, verdankt der „Lohbach“ seinen Namen. Denn mit seinem Wasser mussten die Lederer/Rotgerber ihre „Gerberlohe“, eine Suspension aus fein gemahlener Eichen-, selten auch Fichten- oder Tannenrinde (mit dem Gerbstoff Tannin) nach dem Gerben wieder auswaschen. Aufgrund der genannten Haus-Nummern kann man problemlos den heute verrohrten Lauf der beiden Lohbach-Arme bis zur Sulz nachvollziehen. Siehe dazu den abgebildeten Kartenausschnitt.

Genau in das Abstrom-Gebiet des Südarms war in unserem Felsenkeller aus ein Stollen in die Tiefe gegraben und ausgemauert worden. Der Eingang dazu wurde mit einem weiten Bogen überspannt. Heute ist er leider südlich angemauert und komplett mit Sand verfüllt, sodass ein Betreten des Abstiegs nicht mehr möglich ist. Fast das ganze Jahr steht hier eine Lache mit Stauwasser.



Der Abgang in die einstige Mikwe. Der Stollen ist verfüllt, das Schichtenwasser drängt nach oben und bildet hier fast ganzjährig einen kleinen See, der unserer Hauskatze Bella im Sommer als Tränke dient.

Kein vernünftiger Mensch würde einen solchen Abgang in einen Grundwasserstrom hineinbauen, wenn es ihm um einen Vorratsraum, um ein Versteck oder um einen Fluchtweg ginge.

Es kann es sich hier also nur um einen besonderen Abgang handeln – um den Einstieg in eine Haus-Mikwe!

Genau diese – und nur diese – benötigt ein derart stark fließendes Quellwasser, ein sonstiger Keller jedoch nicht. Deshalb gehen wir davon aus, dass es entweder Wolf alias Benjamin Freisinger persönlich oder einer der kryptojüdischen Vorgänger auf dem Anwesen war, der insgeheim diese private Mikwe gegraben und ausgebaut und vielleicht später auch den Gästen des Hauses und Verwandten zur Verfügung gestellt hat!

Leider lohnt sich die weitere Exploration nicht, die grundsätzlich sowohl außerhalb als auch innerhalb des Kellers möglich wäre. Denn Dr. Zrenner, der Vorbesitzer unseres Hauses, hat um 1990 unmittelbar davor, im heutigen Carport, einen sehr großen Öltank vergraben lassen, den wir mittlerweile wegen der Gefahr der Grundwasserverseuchung bei Leckage haben fachmännisch stilllegen lassen. Bei diesem enormen Tiefbau könnte die Mikwe wenigstens teilweise zerstört worden sein.

Interessanterweise zeigt der Katasterplan von 1850 genau im Bereich der ehemaligen Mikwe einen Überbau außerhalb der Scheune, der in den anderen Katasterplänen des 19. Jahrhunderts nur teilweise zur Darstellung kommt. Es handelte sich wahrscheinlich um einen Stall für Kleinvieh, der aber die zusätzliche Funktion gehabt haben dürfte, das Gewölbe der Mikwe vor eindringendem Regenwasser zu schützen und auch vor der Winterkälte zu isolieren. Oder war es ein Umkleideraum? Interessanterweise verlagert sich hier die Grundstücksgrenze des Anwesens leicht nach Süden, was noch heute der Fall ist. Vermutlich ging es darum, durch diese Ausziehung der Parzelle auch die Südmauer der unterirdischen Mikwe zu erfassen und nicht dem Nachbarbesitz zuzuschlagen! Für einen beliebigen Keller hätte man diesen Aufwand sicher nicht betrieben.



Ausschnitt Katasterplan von 1850: Schichtenwasserlauf = hellblau, Brunnen (damals in einem überdachten Treppen-Anbau) = dunkelblau, Gewölbekeller = gelb, Mikwen-Areal = dunkelrot, ihr damaliger Überbau = hellrot. Der noch heute bestehende Versatz der südlichen Grundstücksgrenze ist gut zu erkennen.

Eine Privatmikwe wie im Reitermetzgerhaus dürfte es übrigens auch in einem der Vorstadthäuser des Hans Freisinger gegeben haben, da diese ebenfalls Frischwasserzulauf hatten¹¹⁴ – wenn nicht, dann hätte er sie erst gar nicht erworben -, und übrigens auch im Apelmetzgerhaus des Martin Freisinger in der Weststadt, das wir bald vorstellen. Zur Erinnerung: Im alten Freisinger-Anwesen selbst konnten wir die einstige Existenz einer Mikwe aus einer Einzeichnung des Urkatasters von 1822 erkennen, was hier nicht der Fall ist.

In der Quintessenz ist dieses von der Familie Freisinger gebaute oder benutzte Ritualbad der schlagende Beweis dafür, das Wolf Freisinger auch in der 5. Generation nach seinen Urururgroßvater an den jüdischen Traditionen seiner Familie festhielt! Eine Assimilation hat also nach solanger Zeit nicht stattgefunden. Damit müssen Wolf Freisinger und wahrscheinlich auch seine Frau Catharina sehr gläubige Menschen gewesen sein!

Ob dies in allen kryptojüdischen Familien gleichermaßen der Fall war, wissen wir leider nicht. Die immer häufiger werdenen Mischehen haben vielleicht das orthodoxe Glaubensverhalten im Lauf der Zeit bei vielen verwässert!

Mit dem Fund des Eingangs einer Mikwe ist es der archäologischen Nachweise des (Krypto)judentums in unserem Haus noch nicht genug:

Das Haus, das Wolf Freisinger von Andrä Regnath übernommen hatte, reichte ursprünglich nicht bis zur heutigen Baulinie im Westen. Wir entnehmen dies den trockenen Kellern des Hauses, die aus Kalksteinen gewölbt und mit großen Kalkplatten auf Sand ausgelegt sind. Im hinteren, östlichen Anteil des Hauses liegen die ältesten Kelleranteile, die differenziert und mörtelarm in zwei nacheinander entstandenen und miteinander verbundenen Einzelkammern angelegt wurden und heute vermauerte Abgänge nach Westen wie nach Osten aufweisen. Sie sind wahrscheinlich schon vor dem 30-jährigen Krieg entstanden. Beim Neubau des Hauses um 1675 wurde südseitig ein weiteres, rel. niedriges, aber großes Kellergewölbe im Mörtelbett angelegt, das eine Gewölbekbreite von mehr als der Hälfte des Hauses besitzt und bis zur straßenseitigen Baulinie führt. Dies ist eindeutig das jüngere Gewölbe. Ein daneben existierender kleiner Kellerraum im Norden des

¹¹⁴ Eigenartigerweise haben sich an diesem Bachlauf keine Gerber angesiedelt, was wiederum dafür spricht, dass für die Gerber der südlichen Vorstadt nur das zentral liegende Reitermetzgerhaus eine besondere Rolle für den Einkauf von Tierhäuten gespielt hat. Wir glauben aber nicht, dass Wolf Freisinger imstande gewesen wäre, hierfür alle Schlachtungen allein vorzunehmen. Dafür gab es eben weitere 7 Metzger in der Vorstadt!

Hauses wurde dabei aufgegeben und mit Sand verfüllt, wozu sein Eingang in den hinteren Keller komplett vermauert werden musste.

Demnach sollte das Vorgängerhaus (Regnathhaus aus der Zeit vor dem 30-jährigen Krieg) aus der heutigen Baulinie zur Straße hin etwas zurückgesetzt gewesen sein - so, wie wir es auch für einen anderen Vorgängerbau in der Innenstadt anhand alter Fotografien nachweisen konnten.¹¹⁵

Die heutigen Baulinien Berchings sind also zum großen Teil erst in der Zeit des Spätbarock entstanden; vorher stand das Häuserensemble sowohl in Vor- als auch in der Weststadt wesentlich lockerer verteilt. Dies nur nebenbei.



Links der alte Keller in seinem östlichen Anteil (vor 1674): Es gibt hier wenigstens zwei verschiedene überwölbte Kompartimente. Man beachte die rauchgeschwärzten Quader, die für einen Abbrand des Hauses im 30-jährigen Krieg oder früher sprechen. In diesem Bereich erkennt man auch einen der beiden vermauerten Abgänge. Rechts das weite und deutlich jüngere Kellergewölbe aus der Zeit um 1675, das bis zur westlichen Baulinie reicht. Hinten das gemauerte Weinregal des Dr. Zrenner und der heutige Anschluss an das Gasnetz.

Im Erdgeschoss des älteren Haus-Anteils (Regnathhaus) betrieb Wolf Freisinger sein Schächthaus für Schafe.¹¹⁶ Als wir 2011 den fast 3 Meter hohen, aber nur ca. 14 Quadratmeter großen Raum renovierten, fanden wir nicht nur das Fundament eines jüngeren, wohl eingemauerten Brühkessels, der von Hand befeuert wurde und über einen eigenen Kamin verfügte. In der alten Bohlen-Balken-Decke fanden sich auch Haken, an denen das durch rituellen Halsschnitt getötete und zum vorgeschriebenen Ausbluten bestimmte Schlachtvieh aufgehängt wurde.



Die jüdische Schechita: Links Stich von 1734, in der Mitte Malerei aus dem 15. Jhd., rechts ein orthodoxer Schochet mit einem modernen Schächtmesser (Chalaf) beim Schliff.

¹¹⁵ Die war z. B. beim Vorgängerbau Nr. 23 des heutigen Hauses am Reichenau-Platz 17 der Fall.

¹¹⁶ Rinder oder Pferde wurden wegen ihrer Größe in der Regel im Freien geschächtet. Siehe Abbildung.

Da das Blut des geschächteten Schafes weder aufgefangen noch berührt werden durfte, musste der „*Schochet*“¹¹⁷ Wolf Freisinger in den Steinboden dieses Raumes eine zentrale Blutrinne einbringen, durch die das Blut durch eine Öffnung der Südwand des Raumes nach außen abgeleitet wurde und dort in eine Sickergrube lief, die man mit reichlich Wasser nachspülte, ehe der Regen den Rest besorgte. So wollten es die Regeln der „*Schechita*“¹¹⁸ im Talmud, und so verwirklichte es Wolf Freisinger in seinem Reitermetzgerhaus.

Erst wenn ein Schlacht-Tier völlig ausgeblutet war, ging es an das Häuten – vermutlich mit sofortiger Weitergabe der Tierhaut an die benachbarten Gerber: Rinderhäute an den Rotgerber Knör (1697-1720) im benachbarten „*Zackenhaus*“ Nr. 223, Schaf- und Ziegenfelle um 1693 an den Weißgerber Schneider, ebenfalls im „*Zackenhaus*“, ab 1709 an den Weißgerber Lanz im „*Weißgerberhaus*“ Nr. 225.

Anschließend ging der „*Katzav*“¹¹⁹ Wolf Freisinger ans Werk. Das blutleere Tier, mit nunmehr mit vergleichsweise sehr hellem Fleisch, wurde geteilt und die größeren Fleischstücke gingen nach vorn in den Laden, wo Schlachtbank und Hackstock zum weiteren Zerteilen des Fleisches standen, ehe dieses in den Verkauf kam. Nur ein Teil des Fleisches blieb im Schlachtraum, um dort zu Schinken (u. U. auch geräuchert), zu Rohwurst und in einem Kessel auch zu Brühwurst weiterverarbeitet zu werden.

Als wir im Jahr 2011 den Bodenbelag des alten Schlachtraumes entfernten, um dort eine Fußbodenheizung einzubringen, fanden wir in wenigen Zentimetern Tiefe den Plattenboden des Wolf Freisinger, der genau die benötigte Blutrinne enthielt, fein aus großen Jura-Platten herausgemeißelt. Und diese Rinne lief wie erforderlich aus dem Haus hinaus! Der Boden zu beiden Seiten war dabei abgeschrägt, sodass sich das Blut nicht anderweitig verlaufen konnte. Da die Rinne unmittelbar vor Verlassen des Hauses doppelt abknickte, wurde auch klar, das Wolf Freisinger gar keinen neuen Auslass hatte bauen lassen, sondern dass er den Auslass des Vorgänger-Hauses weiterbenutzt hatte.

Aus diesem kleinen Detail wird klar, was uns die Kirchenbücher und das Häuserbuch nicht deutlich sagen: Auch der Vorbesitzer Andrä Regnath sollte ein Metzger gewesen sein - so, wie nach ihm auch sein Sohn Hans Georg auf dem nahen „*Kasparbartelhaus*“ Nr. 228 vor dem Beilngrieser Tor (heute St.-Lorenz-Str. 21)! Und falls sein Schlachtraum eine Blutrinne besaß, dann steht sogar im Raum, was sein Familienname konterkariert: Auch er könnte insgeheim mpsaischen Glaubens gewesen sein! Und wenn nicht er, dann wenigstens einer seiner Vorgänger!



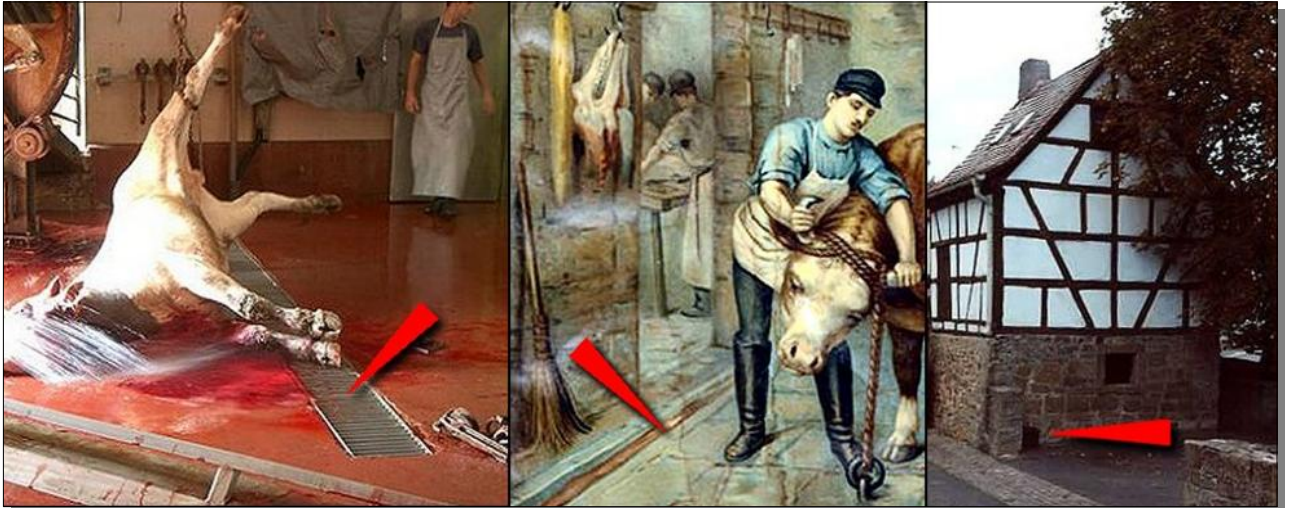
Der Bodenbelag des barocken Schlachtraumes bei der Wiederauffindung. Zentral verläuft die Blutrinne.

117 Hebr. שוחט, dt. Schächter oder Schlachter.

118 Hebr. שחט, das Schächten.

119 Hebr. קצבית, dt. Metzger oder Fleischer.

Nur höchst selten haben sich die den Juden vorgeschriebenen Blutrinnen in deutschen Schächt-Häusern erhalten, und wenn, dann meist in beschädigtem Zustand.¹²⁰



Rote Pfeile: Die Blutrinnen der jüdischen Schechita und ihr Ablauf ins Freie. Rechts das Schlachthaus von Obbach (Kreis Schweinfurt) mit der Maueröffnung, aus der einst das Blut der geschlachteten Tiere herausfloss.

Ganz anders in unserem Reitermetzgerhaus:



Die barocke Eingangstür des Schlachtraumes von ca. 1680 ist komplett erhalten. Im Innern die zentrale Blutrinne, von uns nun in die Horizontale plan verlegt. Der zweifach gewinkelte Auslauf der Rinne unter der Heizkörpernische belegt einen Schächtraum aus der Zeit vor 1680.

In den Schlacht-Häusern christlicher Metzger des Mittelalters und des Barock betrieb man einen solchen Aufwand nicht.

Nur moderne Schlachthäuser werden heute mit Hochdruckspritzen gereinigt, deren Wasser ebenfalls über Bodenrinnen in Richtung Hauskanal abläuft.

120 Vgl. z. B. das Schächthaus in 74392 Freudental, ein abgegangener kleiner Fachwerkbau, der wesentlichen jüngeren Datums war und deshalb einen Beton-Estrich aufwies. Hier war zuletzt die Blutrinne mit (hellerem) Beton verfüllt, also gerade noch sichtbar. vgl Artikel der Ludwigsburger Kreiszeitung vom 25./26. Nov.2017: „Auch die Spuren der ‚Arisierung‘ sind noch sichtbar: Das Schächthaus der Freudentaler Juden steht 75 Jahre nach den Deportationen vor dem Anriss ...“. Der Artikel ist auch enthalten in: www.alemannia-jucaica.de.

So gehen wir davon aus, dass wir mit dieser gemeißelten Blutrinne eines der schönsten und authentischsten Zeugnisse der jüdischen Schechita um 1700 besitzen, wenn nicht sogar das einzige Exemplar dieser Art im zentraleuropäischen Raum!

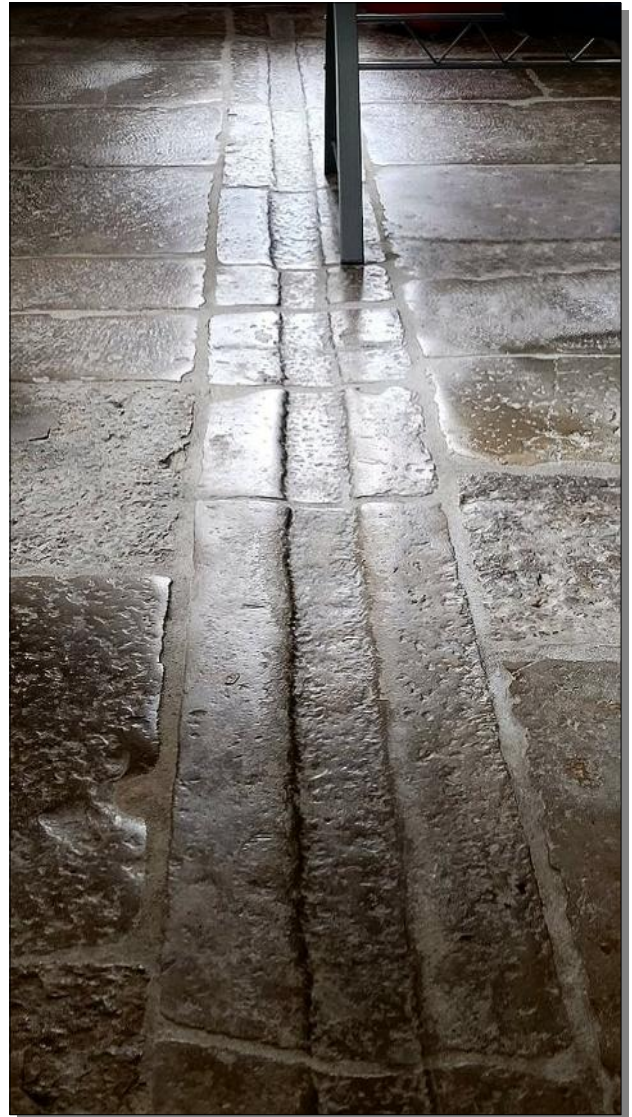
Bleibt zu hoffen, dass mit diesen zuletzt geschilderten Baumerkmale unseres Hauses bei Leser dieser Arbeit der letzte Zweifel darüber beseitigt ist, dass die christlich getauften Mitglieder der Familie Freisinger in Berching insgeheim Juden waren und bis zum ihrem dokumentarischen Verschwinden im Jahr 1748 auch blieben!

Gab es in dieser Zeit und danach noch weitere krypto-jüdische Häuser und Familien in Berching? Wir haben dies nicht extensiv untersucht, konnten aber bereits einige Beispiele dafür beibringen. Die Vielzahl alt-hebräischer Vornamen in den 60er Jahren des 17. Jahrhunderts weist, wie bereits erwähnt, genau in dieselbe Richtung!

Eine offizielle Fachliteratur zu diesem Thema ist uns nicht bekannt.

Einen speziellen Verdachtsfall am Dr.-Grabmann-Platz wollen wir abschließend schildern.

Zunächst aber fahren wir fort mit dem Familienschicksal der Freisinger und wenden uns den letzten beiden in Berching nachweisbaren Generationen zu:

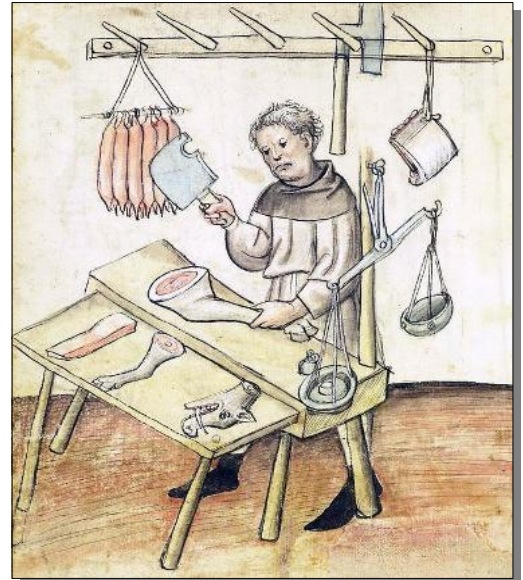


Die barocke Blutrinne des Metzgers Wolf Freisinger.

Der Metzger Martin Freisinger

Martin Freisinger ist der am 6. September 1679 geborene Sohn der Eheleute Catharina und Wolf Freisinger.¹²¹ Er wurde wie all seine Vorfahren Metzger, übernahm aber nach dem Tod seines Vaters am 27. März 1720 das elterliche Anwesen in der Vorstadt nicht. Stattdessen eröffnete er im Alter von 30 Jahren, noch inmitten des Spanischen Erbfolgekrieges, eine Metzgerei im Haus eines anderen Fleischers namens Matthias Appel, das in der Innenstadt Berchings lag. Dies geschah zwei Jahre nach seiner Eheschließung:

Am 18. Januar 1707 hatte Martin Freisinger, der „Sohn des Bürgers und Metzgers Wolf(gang) Freisinger und seiner Frau Catharina“ eine gewisse „Ursula Kemlin“, die Tochter des Bäckers und Stadtrats Wolfgang Kemel geheiratet. Da diese mit Martin im 3. Grad blutsverwandt war, musste für diese Ehe eine Dispens des Pfarrers Pickl aus Obermässing eingeholt werden. Das sie und ihre Eltern ebenfalls zu den Kryptojuden zählten, interessierte damals keinen.¹²²



Verkaufstag in einer Metzgerei. Darstellung in einem Hausbuch der Nürnberger Zwölfbrüderstiftung.



Urkataster: Das Apelmetzgerhaus rechts oben, davor der Stadtbrunnen, unten das Stammhaus der Familie.

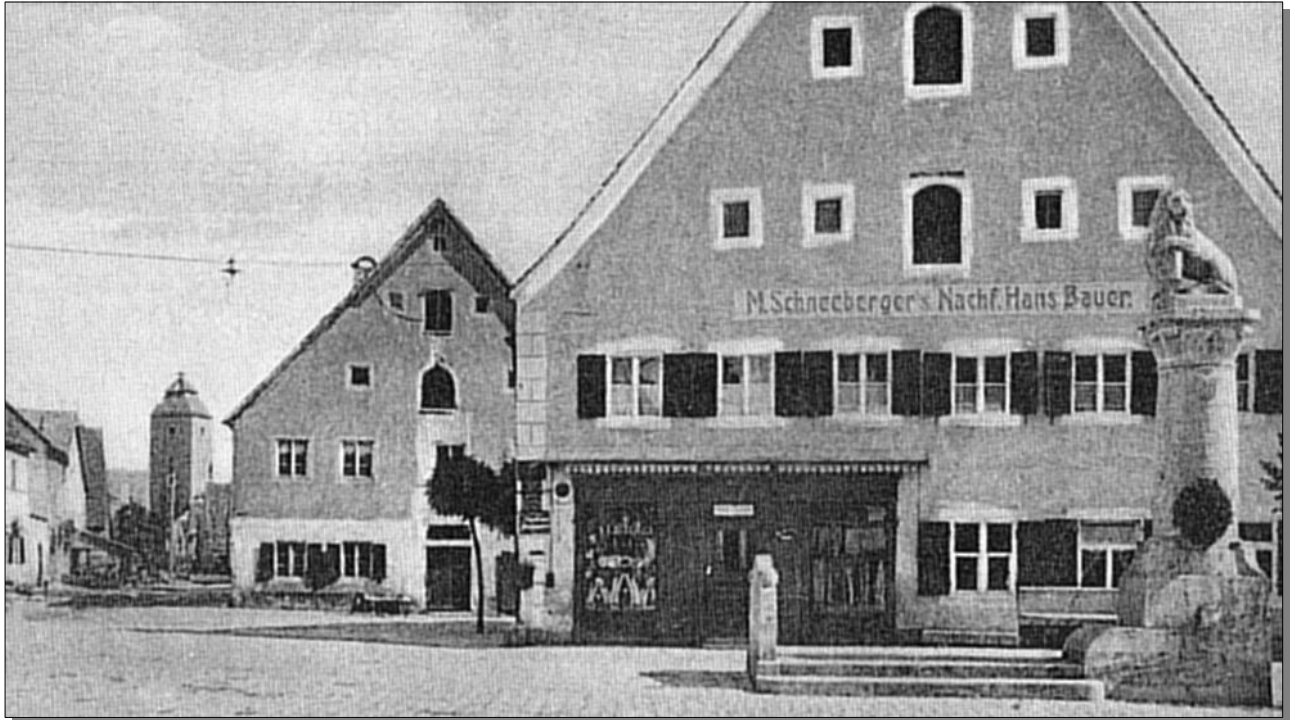
Der Kauf einer Metzgerei in der Innenstadt erklärt sich vielleicht durch das fortgeschrittene Alter Martins – er war bereit 30 Jahre alt, als er sich selbständig machte –, vielleicht auch durch den Tod der Mutter, wodurch sein Pflichtteil fällig wurde, ein Geld, das er für die Gründung einer eigenen Metzgerei brauchen konnte. Letzteres bleibt aber insofern eine Spekulation, als wir den Todeszeitpunkt der Mutter den Pfarrmatrikeln nicht entnehmen.

¹²¹ Martin war vielleicht der einzige, der seine Geschwister auf lange Sicht überlebte, da diese in den Pfarrmatrikeln keine Erwähnung mehr finden.

¹²² Orthodoxe Juden versuchen immer eine Glaubensgenossin als Frau zu finden, ehe sie sich auf eine Frau anderer Konfession einlassen. „Kemel“ ist ein jüdischer Nachname, der in der Yad-Vashem-Datenbank 124-mal vorkommt.

Das Häuserbuch der Stadt bezeichnet Martin Freisinger für den Zeitraum zwischen 1709 und 1748 als Besitzer des sogenannten „Apelmetzgerhauses“ in der Berchinger Innenstadt, mit der alten Nummer 141 (heute Reichenau-Platz 25, Ecke Kupferschmied-Gasse). Dieses Anwesen ist seit 1864 im Besitz der Familie Hintermeyer (heute: Reisebüro „Hintermeyer“).

Nachdem der Name „Apel“ im Häuserbuch unter der Haus-Nr. 141 gar nicht und in den Pfarrmatrikeln nur an einer einzigen Stelle auftaucht,¹²³ derselbe jedoch in der Vad-Yashem-Datenbank als jüdischer Nachname 3084-mal und als „Abel“¹²⁴ weitere 999-mal vorkommt, hegen wir keinen Zweifel, dass auch dieses Haus zuvor in kryptojüdischer Hand gewesen war!



Das Apelmetzgerhaus im Hintergrund halblinks, zwischen der Hubgasse mit Storchenturm und dem Schneebergerhaus im Vordergrund. Der alte Stadtbrunnen ist hier bereits entfernt. Fotografie von 1914.

Das gartenlose Anwesen mit gewinkeltm Stall-Anbau und Wirtschaftsraum, aber mit nur sehr kleinem Wohntrakt, befand sich zentral im Ort, vis-à-vis eines der beiden zentralen Stadtbrunnen, in bester Geschäftslage nur 70 Meter Luftlinie vom Stammhaus der Freisinger entfernt.

Martin Freisinger betrieb wohl in diesem Haus seine Metzgerei bis zu seinem Tode. Wann dieser eintrat, wissen wir nicht, vermutlich im Jahr 1748, weil in diesem Jahr das Haus an einen Anton Vögele fiel.

Lebte auch die Familie Martin Freisinger heimlich nach jüdischen Regeln?

Wir vermuten es, denn das Haus war schon zuvor in kryptojüdischer Hand gewesen. Eine Mikwe sollte also vorhanden gewesen sein. Diese mit Frischwasser zu speisen, könnte insofern leicht gefallen sein, als man dazu vom nahen Stadtbrunnen das Wasser per Holzdeicheln nur über wenige Meter ableiten musste.

Erneut ist also die Wassernähe ein Indiz für ein kryptojüdisches Haus!

Ob sich eine Mikwe im Keller des Hauses befand, müssten allerdings die heutigen Eigentümer entscheiden.

123 Dem Berchinger Taufbuch zufolge taufte Pfarrer Adam Starck am 15. Juli 1676 eine Neugeborenes auf den Vornamen „Matthias“. Dies war der Stammhalter des Matthias Appel und seiner Frau Elisabeth. Beruf und Wohnstätte wurden damals nicht vermerkt.

124 „Abel“ ist, mit weichem Mittelkonsonanten geschrieben, der Bruder Kains und Sohn Adams und Evas!

Die Schmelzer in der Schmölzer-Gasse

Den Schwerpunkt der ersten Judengemeinde in Berching bildeten, wie bereits mehrfach erwähnt, die Häuser um den späteren Dr. Grabmann-Platz herum - wegen der idealen Makrolage. Sie lagen ganz in der Nähe der Marienkapelle der Templer, und deshalb auch ganz in der Nähe der späteren Kirche „*Maria Himmelfahrt*“ und ihres kirchlichen Umfeldes.¹²⁵ Dass diese Platzierung mit der Anwesenheit des Templerordens von Berching zusammenhängt und keinen Widerspruch in sich darstellt, haben wir eingangs dieser Arbeit schon erklärt.

Schwieriger bis fast unmöglich ist es, beim Dr.-Grabmann-Platz nachzuweisen, welche der umgebenden Häuser ehemalige Judenhäuser sind, zumal die meisten davon inzwischen abgerissen sind oder in späteren Zeiten umgebaut und umgewidmet wurden. Beim Manzelhaus 1 (alte Nr. 13) scheint jedoch der Nachweis geglückt zu sein, desgleichen bei der Synagoge im alten Knabenschulhaus.

Von den anderen Häusern – übrigens ca. 10 an der Zahl, d. h. so viele Häuser, wie 1288 Judenfamilien umgebracht wurden – fällt nur das sogenannte „*Schmelzerhaus*“ ins Auge, das früher die relativ niedrige Nr. 11 trug, was auf ein hohes Alter hinweist. Leider wurde dieses alte Haus zu unbekanntem Zeitpunkt abgebrochen und durch das moderne, aber leider nichtssagende Haus Dr.-Grabmann-Platz Nr. 6 ersetzt.

In diesem Zusammenhang ist bemerkenswert, dass das Schmelzerhaus bzw. seine Bewohner namensgebend für den ganzen Platz wurden. Denn im Urkataster von 1822 liest man hier noch „*Schmölzer-Gasse*“; und dieser Name galt fort bis zum Jahr 1965.



Das Schmelzerhaus Nr. 11 und die Schmölzer-Gasse im Urkataster von 1822.

Eisen wurde im Haus Nr. 11 sicher nicht verhüttet, das wäre in der eng bebauten Stadt ein Ding der Unmöglichkeit gewesen. Geschmolzen wurden eher Edelmetalle, Gold oder Silber, in einem Schmelzofen kleinerer Bauart (in der Aufnahme hell markiert im Hof?).

Der Beruf des (Edelmetall)-Schmelzers war seit alter Zeit eine Domäne der Juden gewesen, wobei es aber in den meisten Städten sicherlich nur einen Schmelzer mosaischen Glaubens gab. Dennoch färbte der Beruf des Schmelzers später auch auf Eigennamen ab. So ist es frappierend, dass sich trotz der relativen Seltenheit des Berufs in der Yad-Vashem-Datenbank 481 Holocaust-Opfer finden, die diesen Namen tragen!

Von daher vermuten wir, dass wir im Haus Nr. 11 tatsächlich ein Judenhaus vorliegen haben, das wahrscheinlich auf älteste Zeiten zurückging und vielleicht schon im 12. bis 14. Jahrhundert einen Schmelzofen für Edelmetalle enthalten hatte.

Ein jüdischer Schmelzer im Haus könnte namensgebend für den ganzen Platz oder die breite Gasse geworden sein. So ist es bei den meisten Berchinger Gassen der Usus, die fast nur Berufsbezeichnungen enthalten: z. B. „*Cappellans-Gasse*“, „*Propst-Gasse*“, „*Binder-Gasse*“, „*Forster-Gasse*“, „*Stadtschreiber-Gasse*“, „*Hub(er)-Gasse*“ etc.

¹²⁵ Der Nutzung der Pfarrei war das „*Kaplanhaus*“ (alte Nr. 31, heute „*Welt-Laden*“) in der Schulstraße überlassen, die deswegen im 19. Jhd. „*Capellansgasse*“ hieß. Dieses Haus stand allerdings nicht im Besitz der Pfarrei, sondern gehörte der Stadtgemeinde. Zum sogenannten „*Kirchenhaus*“ Nr. 22 mehr später.



Das Schmelzerhaus (roter Pfeil) auf einer alten Luftaufnahme. Es ist eigenartig, dass der 1. Stock keine sichtbaren Fensteröffnungen enthält. Waren hier die Läden nur geschlossen, oder hat diese „Fensterlosigkeit“ mit der alten Funktion des Schmelzens zu tun?

Den beiden Schuhamachern namens „Schmelzer“, Franz und Josef, die nacheinander von 1753 bis 1821 in dem Haus für die Berchinger Bürgerschaft Stiefel produzierten und reparierten, trauen wir die Namensgebung für die ganze Gasse nicht zu, allenfalls für das Haus. Ansonsten hätte diese „Schuhmacher-Gasse“ heißen müssen, nicht „Schmölzer-Gasse“!

Ihnen folgten noch zwei weitere Schuhamacher namens Ferdinand Schmelzer (wohl Vater und Sohn), die jedoch ihren Beruf nicht mehr in der Schmelzer-Gasse ausübten, sondern von 1829 bis 1898 im großen „Lebzelterhaus“ Nr. 58 am Marktplatz. Beide wurden Magistratsräte, der jüngere sogar über viele Jahre Bürgermeister der Stadt Berching. Ihnen folgte 1898 im Haus noch ein Landwirt Franz-Xaver Schmelzer nach, dann war die Dynastie erloschen.

Schmelzer am Dr.-Grabmann-Platz als Straßen- und als Familienname: Vielleicht lässt sich beides zusammenführen, wenn man annimmt, dass die ersten namentlichen Schmelzer wie die Freisinger Kryptojuden waren und im Haus ihrer Vorfahren, die noch Gold eingeschmolzen hatten, später unter deren Berufsnamen das Metier der Schuhmacherei ausübten. Die Schuhmacherei war nach der Metzgerei und Hutmacherei der dritthäufigste jüdische Beruf!

Soweit zu den Kryptojuden - oder Christenjuden - in Berching, soweit wir sie nachweisen konnten.

Die Indizienketten sind lang und manchmal verschlungen, nicht jede Einzelheit war zu klären, aber dennoch zeitigte die Analyse am Ende ein Ergebnis von hoher Plausibilität:

Es gab Kryptojuden in Berching – nicht gerade wenige - und ausgerechnet dieser Bevölkerungsgruppe ist es zu verdanken, wenn sich die Stadt Berching nach dem Niedergang im 30-jährigen Krieg so rasch wieder erholte!

Die Familie Freising in Sulzbürg

Abschließend bleibt der Versuch, folgende Fragen zu klären: Woher stammte die kryptojüdische Familie Freisinger? Wo hatte sie ihre Vorfahren und Verwandte? Wohin verzog sie spätestens 1748?

Was die Herkunft anbelangt, so hätte man selbst vor dem Hintergrund, dass es sich ursprünglich um eine Metzger- und Viehhändlerfamilie aus Freising gehandelt haben muss, von der wir einen Vertreter beim Viehtrieb in Ampfing gefunden haben (siehe weiter vorn),¹²⁶ grundsätzlich auch Vorfahren im nahen Sulzbürg vermuten können.

Schon unter den Herren von Hilpoltstein im Jahr 1371 sind dort 12 jüdische Familien, also ca. 50 Personen, schriftlich dokumentiert, allerdings nicht mit Namen.¹²⁷ Nach dem Pogrom von 1337/38 und der Vertreibung aus dem Hochstift Eichstätt im Jahr 1445 war dieses Kontingent an Juden möglicherweise wiederholt durch Berchinger Flüchtlinge aufgefrischt worden, nach erneuter Vertreibung im Jahr 1555 auch durch Neumarkter Juden.

Nur: Das Sulzbürger Memorbuch von 1720 verzeichnet für diese frühe Zeit weder Datum noch Familiennamen, sodass der konkrete Nachweis von Verbindungen von vornherein zum Scheitern verurteilt ist.¹²⁸ Auch in Neumarkt, dessen Judengemeinde sich erst sehr spät manifestierte, haben wir Juden namens „*Freisinger*“ nicht gefunden.

Wenden wir uns deshalb der wichtigeren Frage zu, ob und wohin Martin Freisingers Söhne und Töchter im Jahr 1748 verschwunden sind, falls sie noch lebten, als der väterliche Besitz in Berching veräußert wurde. Es handelte sich um eine Zeit, in der der Antisemitismus im Kurfürstentum Bayern, aber auch im Hochstift Eichstätt, einmal mehr bedenkliches Ausmaß annahm.

Sollte sich Martin Freisingers Söhne in die tolerante Herrschaft Sulzbürg zu Freunden oder entfernt Verwandten aus dem Kreis orthodoxer Juden zurückgezogen haben, als es in Berching brenzlig wurde?

Dies wäre der kürzeste und vermutlich auch der leichteste Weg gewesen. Damals unterlag der Glaubenswechsel in Bayern nicht mehr religiösen oder politischen Barrieren wie zur Zeit der span. Marranen, sondern er war nur noch eine Frage des Geldes. Je mehr man zu zahlen bereit war, desto leichter ging es. Ca. 75 Gulden legte man für diese Art des Proselytismus hin, dann ließ die Zustimmung des Rabbinats nicht lange auf sich warten.¹²⁹ An Ritualen hatte ein Neu-Jude nur ein Tauchbad in der Mikwe zu erledigen und anschließend mit der Gemeinde einige Gebete aus der Tora zu beten, ehe er die orthodoxe Weihe erhielt. Die obligate Beschneidung hatte der Vater den Freisinger-Kindern schon gleich nach der Geburt um 1709 besorgt.

126 Einen Wolfgang (so!) Freisinger weist ein Revers vom 21. August 1565 aus, zu einer vorherigen Verleihung des Freisinger Domkapitels, bezüglich eines Hofes in Riem. Auch er könnte zu den Altvorderen der Freisinger-Sippe in Berching gehört haben. Einen weiteren Wolf Freisinger haben wir in einer Kärntner Urkunde vom 14. Mai 1603 gefunden, der mit hoher Wahrscheinlichkeit nichts mit der Berchinger Familie zu tun hat. Vgl. BayHStA, Domkapitel Freising Urkunden 3846, und: Allgemeine Urkundenreihe Klagenfurt, AT-KLA 418-B-A 2678 St.

127 Vgl. Johann David Koeler: *Historia Genealogica Dominorum et Comitum de Wolfstein*, Frankfurt 1726, S. 257. Hier ist expressis verbis von „*exules*“, d. h. vertriebenen Familien der Juden die Rede, und von einer „*magna strages*“, was sich jedoch nicht auf das Rintfleisch-Pogrom von 1298, sondern auf das Pogrom von 1337/38 bezieht. Dies bestätigt sich durch eine Urkunde in den *Regesta boica* 5, S. 262.

128 Vgl. Dr. Magnus Weinberg (Rabbiner): *Geschichte der Juden in der Oberpfalz*, IV. Sulzbürg, Bd. 1 der Schriften der Historischen Kommission des Verbandes der bayerischen israelitischen Gemeinden, München 1927, Beilagen I. Das Sulzbürger Memorbuch, S. 31-33.

129 Darüber klärt am besten der Rabbiner Dr. Magnus Weinberg auf. Vgl. Magnus Weinberg: *Der Konvertit Friedrich Christian Christhold*, in: *Monatsschrift für Geschichte und Wissenschaft des Judentums*, H. 1 (1906), S. 94-99.



Sulzbürg nach den 2. Weltkrieg: Die letzten Juden sind vertrieben oder umgebracht. Der Häuser-Kern der Judengemeinde liegt am rechten Bildrand, mit der Synagoge von 1799 (roter Pfeil).

Dennoch wäre ein Wechsel der Freisinger-Nachfahren nach Sulzbürg in der Zeit nach 1748 eine ausgesprochene Unklugkeit gewesen. Zwar hatte sich die dortige Gemeinde nach dem Rückschlag im 30-jährigen Krieg wieder erholt und zahlenmäßig stark vermehrt,¹³⁰ doch die wirtschaftlichen und politischen Rahmenbedingung für einen solchen Wechsel waren schlecht. Denn am 20. April 1740 war Christian Albrecht, der letzte evangelische Reichsgraf von Sulzbürg, verstorben, woraufhin die Herrschaft vom katholischen Kurfürsten Karl I. Albrecht von Bayern sofort als „erledigt“ eingezogen wurde. Und schon ging es mit der Toleranz bergab:

Nach kurzem wurden den Sulzbürger Juden das Schutzgeld, die Handelschaftssteuer und das Hausgeld stark erhöht.¹³¹ Im Jahr 1756 wurde durch ein „Regulativum“ die Zahl der jüdischen Familien im Ort auf 30 beschränkt, d. h. Zuzug gab es nur noch, wenn ein Hausbesitzer verstorben und seine Familie weggezogen war. Obendrein wurde das Heiratsalter festgeschrieben (Männer 26, Frauen 24 Jahre), um die Kinderzahl zu reduzieren. Und die Bräute mussten nun von auswärts kommen und die gesamte Aussteuer mitbringen, während die Jüdinnen von Sulzbürg sich nach auswärts verheiraten mussten.¹³² Also Schickanen über Schickanen!

Hinzu kamen die Hungerjahre 1771 und 1772, in denen die Geschäfte in ganz Bayern sehr schlecht gingen. Obendrein erhielt alsbald der Viehtrieb und Viehhandel einen heftigen Rückschlag. Hatten zuvor die Sulzbürger Viehhändler den Ochsentrieb von der Donau her quasi im Monopol betrieben, so kamen jetzt immer mehr Vieh-Kontingente von nördlich der Donau, aus dem österreichischen Waldviertel und aus dem Bayerischen Wald, und diese wurden von christlichen Großhändlern organisiert. Der Großteil der Herden zog nun über Amberg nach Nürnberg und nicht mehr über Sulzbürg oder Berching. Mitte des 19. Jahrhunderts wird der traditionelle Viehtrieb völlig zusammenbrechen, denn die (jüdisch finanzierten) Eisenbahnen übernehmen das Transportgeschäft. Hofjuden wie die Familie Seligmann/von Eichthal in München oder die Familie Rothschild in Frankfurt profitierten erheblich davon, die Landjuden in der Masse jedoch nicht und schon gleich nicht die Sulzbürger Juden.

Ein halbes Jahrhundert später hatte sich allerdings in Sulzbürg der Handel mit Vieh wieder konsolidiert, nur war es jetzt ein rein regionaler Handel, diversifiziert nach verschiedenen Tierarten, aber kein überregionaler und schon gleich kein internationaler Viehhandel mehr. Zwischen 1889 und 1892 waren von den 34 Händ-

130 Im Jahr 1741 hatten vertriebene Juden aus Hiltspoltsein in Sulzbürg Aufnahme gefunden. Deshalb liest sich die Reihe der Einwohner so: Im Jahr 1650 nur noch 3 Familien, 1705 12 Familien, 1755 30 Familien = ca. 141 Personen oder 23 % der Gesamtbevölkerung. Bis 1850 stieg die Zahl der Juden sogar bis 300, um aber dann wieder stetig abzunehmen, zunächst infolge der Auswanderung in die USA, zuletzt verursacht durch die Deportationen und Morde der Nazis. Im Jahr 1942 befand sich nur noch 1 jüdischer Bewohner in Sulzbürg.

131 Die Handelssteuer war verdoppelt worden, das Hausgeld um 33% erhöht!

132 Vgl. Andreas Angerstorfer: Die jüdische Gemeinde in Sulzbürg, in: Die Oberpfalz - Mittler zwischen Zeiten und Räumen ..., Regensburg 2000, S. 93.

lern in Sulzbürg 30 mosaischen Glaubens, davon handelten immerhin noch 13 Familien mit Vieh. Vier davon hießen „Regensburger“, der Rest „Neustädter“, „Grünebaum“, „Burger“, „Hauenstein“, „Feuchtwanger“, „Neuhaus“, „Metzger“, „Landecker“ und „Grünwald“. Der Name „Freisinger“ ist nicht dabei.

Warum also hätten die Nachfahren der Familie Freisinger bei der schlechten Entwicklung, die sich zu ihren Lebzeiten anbahnte, von Berching nach Sulzbürg wechseln sollen? Lediglich das Ende der Geheimnistuerei, die freie Glaubensausübung, ein Gemeindeleben mit einem eigenen Rabbiner an der Spitze, mit einer schönen Synagoge und einer guten Mikwe, das alles hätte ein Motiv für den Umzug nach Sulzbürg dargestellt.

In einer frühen Gemeindefliste von 1755, aufgezeichnet von Magnus Weinberg, taucht allerdings kein Ex-Berchinger namens Freisinger oder Freising auf, zumal es dort in dieser Zeit nur 12 Juden-Häuser gab.¹³³

Gleichwohl wurden wir stutzig, als wir wahrnahmen, dass es in Sulzbürg – dokumentiert ab ca. 1860 bis 1942 und in den USA noch danach – einen Familienverband namens „Freising“ gab. Da zu ihm einige Opfer der Schoah gehören, sind die meisten seiner Mitglieder gut dokumentiert.¹³⁴

Die späteren Angehörigen dieser Familie Freising besaßen in Sulzbürg ein stattliches Wohn- und Handelshaus direkt vis-à-vis der Synagoge (heute Schreinerei Fürst);¹³⁵ sie waren überwiegend Handelsleute. Nur der zweitälteste der Dynastie, Isidor Freising (1856-1931), war Viehhändler, wobei er mit diesem Beruf bei schlechter Geschäftslage auf dem Land in die Stadt Roth bei Nürnberg wechseln musste, wo er sich auch verheiratete. Da in seiner Heiratsurkunde sein Vater ohne Namen als „Ökonom“ (Landwirt), d. h. mit einem Beruf vermerkt ist, der den Juden bis 1813 verboten war, gehen wir davon aus, dass dieser, um 1825 geboren, zunächst ebenfalls mit Vieh gehandelt hatte, ehe ihn die schlechte Geschäftslage dazu zwang, sich auf sein Altenteil mit einer kleinen Selbstversorger-Landwirtschaft zurückzuziehen. Wir wissen aktuell aber nicht, ob er sich überhaupt in Sulzbürg niedergelassen hatte.

Als im Jahr 1869 für das geplante Gluck-Denkmal in Weidenwang in alle umliegenden Gemeinden Spendenaufrufe ergingen, wurde auch die Judengemeinde Sulzbürg einbezogen. Rabbiner Dr. Mayer Löwenmayer lehnte zunächst ab, weil gerade zu dieser Zeit die Sulzbürger Juden in die damals russische Ukraine wegen der grassierenden Cholera spenden mussten und eine doppelte Belastung den Sulzbürger Haushalten einfach nicht zuzumuten war. Aber die Sulzbürger Juden ließen sich hinterher dennoch nicht lumpen und sammelten für das Denkmal wenigstens den Kleinbetrag von 10 Gulden ein. Die Spenderliste, die wir in Besitz haben,¹³⁶ ist ein schönes Zeitdokument, den sie stellt im Grunde genommen ein komplettes Einwohnerverzeichnis dar. Damals gaben 39 jüdische Familien ihr Scherflein, eine Familie namens Freising war nicht darunter!

Auch der Judenfriedhof von Sulzbürg gibt keine entscheidende Information; dort findet sich nur das stattliche Grab der Doris Freising, geb. Hellmann (1860-1920), aus der vorletzten Generation.

Nur das Berufsprofil der ersten Vertreter der Familie Freising – Handel mit Vieh - hätte zur Dynastie der Freisinger aus Berching gepasst. Dass der erste Proselyt aus dieser Familie bei der Konversion das „-er“ am Ende seines Herkunftsnamen elidiert hätte, stört uns dabei nicht. So etwas ist denkbar und als gezielt gesetztes Zeichen der Rückkehr zur wahren Religion zu verstehen.

133 Vgl. Weinberg, a. a. O., S. 14 und 30.

134 Vgl. Stolpersteine Nürnberg, 28. Mai 2015, URL: <https://www.stolpersteine-nuernberg.de/thekla-freising/patin>. Manuskript von Heide Inhetveen, verfasst anlässlich der Stolpersteinverlegung am 28. Mai 2015: Biografie von Thekla Freising. Shalom in Regensburg; Emilie Freising, URL: <https://shalom-in-regensburg.de/studien/text-6.htm>.

135 Der Kauf dieses Hauses, das allerdings heute erneuert ist, setzte eine erhebliche Liquidität des Käufers voraus, ähnlich wie sie für die Freisinger von Berching nötig war.

136 Sie wurde uns mit dem gesamten Schriftwechsel dankenswerterweise vom verstorbenen Sulzbürger Schreiner Fürst sen. zur Verfügung gestellt.



Google Street View 6. Febr. 2024: Links das Freisinghaus, rechts die alte Synagoge, hinten ein weiteres Judenhaus.

Was stört, ist die Lücke von ca. 75 Jahren, also von fast 3 Generationen, die zwischen der Familie Freisinger aus Berching und der Familie Freising in Sulzbürg liegt, und diese Lücke konnten wir bei aller Bemühung nicht schließen.

Wenn man die hohe Mobilität der Juden zu dieser Zeit in Betracht zieht, so werden die Nachfahren des Wolf und Martin Freisinger, so es sie überhaupt gab, am ehesten in eine größere Stadt (außer Neumarkt oder Regensburg¹³⁷) gezogen sein, wo größere Umsätze und höheres Einkommen winkten, oder sie sind wie so viele nach Amerika ausgewandert.

Damit verliert sich ihre Spur endgültig, leider.

Kehren wir nun zurück nach Berching und schildert die Aktivität von orthodoxen Juden, die wir dort mithilfe des Häuserbuches im 19. Jahrhundert nachweisen konnten.

¹³⁷ In Regensburg oder Neumarkt konnten wir keine Freisinger entdecken, zumindest keine, die der Schoah zum Opfer gefallen wären.

Emanzipierte Juden in Berching



Elias Aron Seligmann, Ölgemälde v. Johann Peter Langer.

Es ist der Aktivität eines einzigen Mannes zu verdanken, dass sich ab 1813 der Status der Juden in Bayern erheblich verbesserte. Der Jude Elias Aron Seligmann (1747-1824) finanzierte als sog. Hoffaktor große Teile des bayerischen Staatshaushalts und gliederte vor allem mit Darlehen die Schulden aus, denen ab 1799 das Kurfürstentum und ab 1805 auch das junge Königreich Bayern infolge der Kriegslasten aus den Koalitionskriegen fast zum Opfer gefallen wäre. 110 Millionen Gulden Schulden hatten sich am Ende angehäuft, doch die Finanzspritzen Seligmanns verschafften König Maximilian I. Joseph (1756-1825) und seinem Finanzminister Graf Maximilian von Montgelas (1759-1838) den Aufschub, den sie brauchten, um mit einer Reihe von Maßnahmen den bayerischen Staatshaushalt zu konsolidieren. Aus Dank für diese Hilfeleistung adelte der König im Jahr 1814 Elias Aron Seligmann und seine Kinder, welche künftig den Namen „von Eichthal“ trugen. Um die Geschäftsbeziehungen mit der Krone zu vertiefen, traten Vater Seligmann alias „von Eichthal“ und seine 10 Kinder 1819 zum katholischen Glauben über und ließen sich taufen. Das sind die reichsten Kryptojuden dieser Zeit, die wir kennen.¹³⁸

Schon im Jahr 1813 war der König Elias Aron Seligmann entgegengekommen, als er per Erlass versuchte, den Rechtsstand der Juden in allen Landesteilen anzugleichen und die jüdische Bevölkerung, was die grundlegenden Bürgerrechte anbelangt, allmählich der christlichen Bevölkerung Bayerns gleichzustellen.¹³⁹

Dieses aus säkularem Gedanken heraus verfügte Judenedikt von 10. Juni 1813¹⁴⁰ verbesserte die Lage der Juden tatsächlich in vielfacher Hinsicht:

- Sie erhielten erstmalig die volle Gewissensfreiheit, waren vom Zuzug von Glaubensgenossen aus anderen Ländern abgeschirmt und konnten bei einer Stärke von 50 Personen quasi im Selbstentscheid eine Judengemeinde gründen, mit Synagoge, Rabbiner und eigener Begräbnisstätte.



Anfang des bayerischen Juden-Ediktes von 1813.

138 Die Gruppe der jüdischen Hoffaktoren, die nahezu alle Staaten Europas, ihre Kriege und nach der endgültigen Niederlage Napoleons auch den gesamten Wiener Kongress 1814/15 finanzierte (und damit beeinflusste), der zur staatlichen Neuordnung von ganz Europas führte, ist geschichtlich bedeutsam, allerdings in Bezug auf die Gesamtzahl aller Juden in Europa nur ein verschwindend kleiner Anteil gewesen. Dabei dominierend war die Familie Rothschild aus Frankfurt.

139 Die vollständige rechtliche Gleichstellung erfolgte erst 1871 nach Gründung des Deutschen Reichs. Das bayerische Judenedikt von 1813 war übrigens kein Einzelfall. Fast alle Staaten Europas waren diesem Edikt mit ähnlichen Regelwerken vorausgegangen oder folgten bald nach.

140 Vgl. Karl Weber: Neue Gesetz- und Verordnungen-Sammlung für das Königreich Bayern mit Einschluss der Reichsgesetzgebung, Bd I, Nördlingen 1880, S. 417 bis 423.

- Sie profitierten bei rechtlicher Gleichstellung auch vom erstmals gemeinsamen Gerichtswesen für Juden und Nichtjuden.
- Auch bezüglich Schule und Ausbildung waren Christen und Juden nun gleichgestellt. Es lag ab sofort den Juden die Erlaubnis zur Gründung eigener Schulen vor.
- Und nicht zuletzt erhielten die Juden erstmalig die Erlaubnis zum Erwerb von Grundbesitz und Immobilien und sie durften per Meisterbrief auch endlich Handwerksbetriebe und Fabriken gründen.

Dennoch war dieses Edikt ein zweischneidiges Schwert, denn es war in gewissen Punkten sehr restriktiv:

- Die Juden waren gezwungen, sich mit gültigem Familiennamen, der den alten Beschneidungsnamen ersetzte, und unter Vorlage aller älteren Dokumente (Schutzbriefe, Konzessionen, Aufenthaltsgenehmigungen) in spezielle Matrikel einzuschreiben.
- Sie mussten sich gleichmäßig im Land verteilen, was ihre Freizügigkeit und Fähigkeit zur Familiengründung sehr einschränkte, zumal ab sofort für jede Hochzeit eine amtliche Erlaubnis einzuholen war.
- Außerdem war nun der über Jahrhunderte eingeübte Hausier-, Not- und Schächer-Handel verboten.
- Grunderwerb, Immobilienbesitz und Betriebsgründungen konnten im ungünstigen Fall von den staatlichen und regionalen Behörden eingeschränkt und verweigert werden.

Was bedeutete das Judendikt von 1813 für die erstmals „emanzipierten“ Juden¹⁴¹ im ehemaligen Hochstift Eichstätt konkret?

Wegen der Einschränkungen in der Familiengestaltung wanderten in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts viele Juden in größere Städte wie Nürnberg ab oder emigrierten in mehreren Schüben auch nach Amerika. Sprechen wir deshalb von dem Rest, der blieb.

Das Kryptojudentum fand insofern ein Ende, als die Juden ihren mosaischen Glauben nun nicht mehr verbergen mussten und offen nach außen tragen konnten, ohne Anfeindung oder Vertreibung von staatlicher Seite befürchten zu müssen. Ackerbau und Viehzucht waren den Juden nun grundsätzlich erlaubt, aber durch die etablierten Höfe in christlicher Hand war der Berufswechsel sehr erschwert, und für die Juden auch insofern ohne rechten Wert, als sie selbst sich über Jahrtausende immer in anderen Berufszweigen bewegt hatten und nur wenig Anstalten zeigten, beim Landbau nun eigene Hand anzulegen.

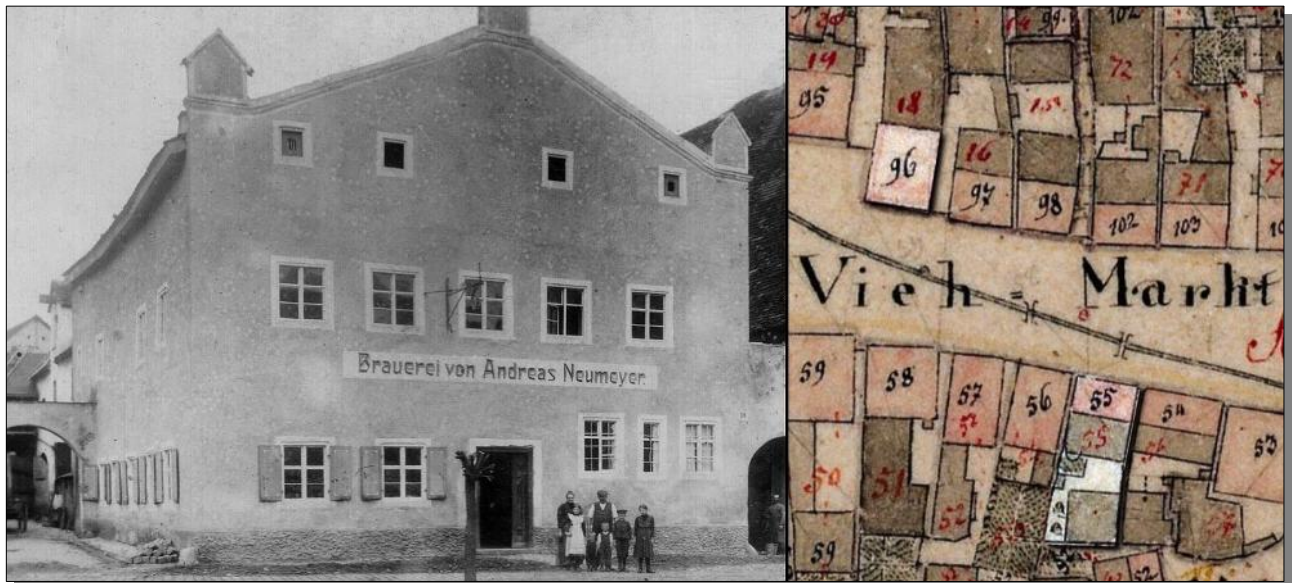
Der ab sofort erlaubte Handel mit Immobilien (Grundstücke, Häuser) kam den orthodoxen Juden und Neujuden allerdings sehr entgegen, und sie begannen, sich auch sofort auf diesem Gebiet zu engagieren. Genau in dieser Funktion treffen wir Ediktjuden in Berching an, worüber das Häuserbuch der Stadt aufklärt:

Vier Jahre nach dem Erlass des Judenediktes, im Jahr 1817, verkaufte der Brauer Franz Kobras, der bis dahin auf dem „Kobrashaushaus“ am Marktplatz mit der alten Nummer 96 saß, sein Anwesen an „die Juden“. Diese verwendeten allerdings dieses stattliche Haus nur als Handelsobjekt, denn sie gaben es unverzüglich an den Ökonomen und Brauer Johann Neumeyer aus Winterzhofen¹⁴² weiter, um von ihm im Gegenzug das Haus Nr. 55 zu erhalten, das schon ausführlich vorgestellte Freisingerhaus. Als Motiv für diesen Handel mit An- und Verkauf sehen wir die Tatsache, dass für diese Juden ein ehemaliges Judenhaus mit seinen spezifischen Einrichtungen (Mikwe!) besonders attraktiv war, weil man es gewinnbringend an Juden weiterverkaufen konnte.

141 Kurz auch Ediktjuden genannt.

142 Dieser brachte aus Winterzhofen den Hausnamen „Louf'n“ mit, so dass die alten Berchinger, wenn von diesem Anwesen Nr. 96 die Rede war, nur vom „Louf'n-Haus“ sprachen. Vermutlich steckt hier der Familienname „Lurf“ dahinter, der vor 1693 auf der Vorstadt-Metzgerei Nr. 203 lag. Auf dieses Haus werden wir noch zurückkommen.

Genauso kam es: Noch im selben Jahr 1817 ging das Haus an den gebürtigen Berchinger Josef Bin, der bereits weiter vorn erwähnt wurde und aufgrund seines spezifischen Nachnamens sicher selbst ein Jude war.¹⁴³



Das Kobrashauss, sein einstiges Aussehen und seine einstige Lage. Heute ist hier die Pizzeria Romano.

Josef Bin, geb. am 13. Februar 1767, war von Beruf Hutmacher. Er brachte im Haus Nr. 55, das zuvor eine Metzgerei und Gaststube beinhaltet hatte, seine Hutmacher-Werkstatt und ein Ladengeschäft unter. Orthodoxe Juden tragen noch heute ihre Kippa, vor allem beim Gebet, in der Synagoge und auf dem Friedhof. Hohe schwarze Hüte namens Kneitsch aus Hasenhaar-Filz sind wiederum das Statussymbol der Ultraorthodoxen. Daneben gibt es bei den chassidischen Juden auch noch den ausladenden Schtreimel für religiöse Feiern. Ein jüdischer Hutmacher, der solche Kopfbedeckungen herstellte, war hoch qualifiziert in seinem Beruf und er machte in Berching selbst unter der christlichen Bevölkerung mit seinen Hüten sicherlich einen guten Umsatz.



Ein jüdischer Hutmacher bei der Arbeit. Historische Aufnahme aus Wien.

Vielleicht hatte Herr Bin selbst diesen Handel mit den zwei Häusern eingefädelt, oder es war eben ein professioneller jüdischer Immobilienhändler gewesen, dessen Namen wir dem Häuserbuch nicht entnehmen.

Die Eheleute Bin leiteten sich möglicherweise genealogisch von der ausgestorbenen Freisinger-Sippe ab, denn „Bin“ bedeutet nichts anderes als „Wolf“, d. h. Abstammung von Stamm Benjamin. „Wolf“ war, wie wir wissen, einst Leitname der Freisinger – über mehrere Generationen hinweg.

¹⁴³ In der Yad-Vashem-Datenbank ist der jüdische Familienname „Bin“ 458-mal vertreten, mitunter auch in den Varianten „Bien“, „Bein“ und „Ben“ (Kurzform für Benjamin). Josef Bin besaß später auch das Haus Nr. 8b („Schneiderhäusl“), sein gleichnamiger Vater zuvor das Haus Nr. 129 („Huttererhaus“) und es war entweder er selbst oder ein gleichnamiger Sohn, der kurz danach das Haus weiter verkaufte. Diese Familie hatte also nicht nur Freude und Gewinn an der Hutmacherei, sondern auch am Handel mit Immobilien (jiddisch: „Häuserschacher“)!

Im Jahr 1830 übergaben die Eheleute Bin das Anwesen ihrem Sohn Augustin, geboren am 30. August 1794. Der war laut Häuserbuch Ökonom und tauschte das Anwesen nach dem Tod der Eltern wiederum mit einem Nichtjuden namens Michl Mößl, einem Landwirt aus Fribertshofen, ehe er selbst am 21. März 1855 im Berchinger Spital verstarb.

Das Interessante für uns: Ein Ediktjude kauft, sobald es für ihn rechtlich möglich ist, alten jüdischen Besitz auf – vielleicht zum Eigennutz, vielleicht auch zur Ehre längst ausgestorbener Ahnen!

Ein ähnlicher Fall betrifft nun sogar Besitz in Nähe des alten Judenviertels von Berching, das sogenannte „Kirchenhaus“ mit der alten Haus-Nr. 22 (heute Kirchengasse 20). Wie bereits erwähnt, bleibt aus den Aufzeichnungen des Häuserbuches heraus unklar, ob dieses Wohnhaus mit kleinem Stadtgarten einst zur Kirche gehörte.¹⁴⁴ Zwischen 1693 und 1852 finden sich nur 9 nicht-kirchliche Privatleute als Besitzer. Wegen der gleichzeitigen Nähe zur Synagoge könnte es aber in alter Zeit durchaus einem Juden gehört haben.



Das Kirchenhaus auf einer Fliegeraufnahme aus der Zeit vor 1938.

Als im März 1851 der Maurer Johann Heinz aus Kottingwörth gestorben war, der zuvor in diesem Haus gewohnt hatte, wurde es von seiner Frau unverzüglich an Juden veräußert. Im Häuserbuch liest sich das so: „Heinzen's Witwe tauschte mit jüdischen Handelsleuten [dieses Haus] gegen Haus Nr. 200, diese aber verkauften das Anwesen an Götz Georg, Ökonom, geb. 17.2.1784 in Pollanten ...“

Wenn wir das recht verstehen, waren 1851 also Juden, die mit Immobilien handelten, die Aufkäufer – und deshalb wahrscheinlich auch Darlehensgeber, denn sonst hätte es ihres Aufkaufs gar nicht bedurft.

Beide, „Heinz“ und „Götz“, Vor- und Nachbesitzer, können grundsätzlich auch Juden gewesen sein, denn beide Nachnamen sind im Judentum verankert.¹⁴⁵ Sehr wahrscheinlich ist dies aber nicht, denn Heinz hatte eine bischöflich-Eichstättische Botenkonzession gekauft, und Götz war Landwirt in einem Dorf gewesen.

Der Ökonom Michael Maier, geb. am 3. April 1758 in Rudertshofen, hatte seinerseits das Haus Nr. 200 in der Vorstadt, das hier Tauschobjekt war, den sog. „Reichertsbauernhofrest“,¹⁴⁶ im Jahr 1818 ebenfalls von Juden gekauft und an den genannten Georg Götz am 2. November 1824 weiterveräußert. Dieser übertrug laut

144 Vielleicht heißt dieses Haus nur deshalb „Kirchenhaus“, weil es unmittelbar hinter der Westwand der Stadtpfarrkirche „Mariä Himmelfahrt“ steht, in nur 3,5 Metern Abstand zu dieser.

145 Die Heinzens hatten auch das Haus Nr. 50 („Gänsehirschenhaus“) in Besitz, ein anderer Johann Heinz (wohl aus derselben Familie, vermutlich der Enkel) ab 1889 über 17 Jahre das Manzelhaus 1 mit der alten Nr. 13, ehe es gepfändet wurde.

146 Warum das Häuserbuch von „Rest“ spricht, entzieht sich unserer Kenntnis. Wahrscheinlich waren Anteile dieses großen Bauernhofes zuvor abverkauft worden, was sich im Urkataster bestätigt. Hier sieht man hinter dem Nachbarhaus Nr. 199 ein weiteres Haus Nr. 205, am Rand des großen Obstgartens, der einst zum Bauernhof Nr. 200 gehört haben dürfte. Heute bestehen hier zwei moderne Hinterhäuser, eines an Stelle von Haus Nr. 205, das andere im Areal der großen Scheune von Hof Nr. 200.

Häuserbucheintrag im Jahr 1852 diesen alten Hof an „die Juden“ zurück, welche ihn sofort an Heinzen's Witwe weitergaben.



Der Reichertsbauernhofrest Nr. 200 im Urkataster von 1822.

Diese bedachte damit ihren Sohn Martin Heinz, geb. am 4. Januar 1829 in Berching. Martin hatte von seinem Vater die Eichstätter Botenkonzession übernommen und er blieb auf dem Anwesen in der Vorstadt 5 Jahre, bis es am 10. November 1857 komplett abbrannte. Im Folgejahr wurde das Haus wieder neu aufgebaut, und Martin Heinz blieb darin bis zum 19. Oktober 1884. Nach ihm wohnte dort sein Stiefsohn Georg Heinz, ebenfalls Bote, bis zum 20. April 1904. Doch auch dann blieb das Haus in der Familie, nur wurde es nun in weiblicher Linie weitervererbt, laut Häuserbuch bis zum Jahr 1951. Heute ist das Haus ein normales Einfamilienhaus in der Vorstadt; seine Besitzer kennen wir nicht.

Wieder haben laut Häuserbuch „die Juden“ (ohne Namensnennung) als Zwischenhändler und deshalb auch als Darlehensgeber fungiert. Besonders raffiniert und vermutlich erfolgreich war dabei ihr Konzept, vor dem Erwerb eines Hausobjektes erst ein anderes, leichter zu erwerbendes Haus anzukaufen, um dann dem Besitzer des ersten Hauses das zweite als Wohnersatz anbieten zu können. Wenn man dann noch die Differenz der Hauswerte mit Geld großzügig ausglich, dann erreichte man mit diesem Verfahren Immobilien-Objekte, die man sonst nie hätte in Verkehr bringen können!

Uns aber hat die Transaktion eines jüdischen Immobilienhändlers mit dem Hauses Nr. 200 (vor 1818 schon einmal angekauft) auch insofern überrascht, als dieses Haus einst nahe an der Metzgerei des Kryptojuden Hans Freisinger mit der Nr. 203 gelegen war.

Dies mag Zufall sein, aber eigenartig ist es doch: War hier einst ein ganzes Judenviertel gewesen?

Ausblick

Wir haben in dieser Arbeit jüdische Spuren in Berching verfolgt – Spuren von den Juden des Mittelalters, die verfolgt, geschändet und getötet wurden, dann von Juden, die ihren mosaischen Glauben verheimlichten und sich nach außen als gute Christen gaben, um in Berching bestehen zu können, und schließlich von „staatlich anerkannten“ Juden, die in Berching Handel mit Immobilien betrieben, ohne hier heimisch zu werden. Der Zeitrahmen reichte vom Ende des 12. bis zum Ende des 19. Jahrhunderts. Ob es im 20. Jahrhundert in Berching Juden gab, die vor den Nationalsozialisten flohen oder von diesen deportiert und ermordet wurden, entzieht sich unserer Kenntnis. Sehr wahrscheinlich ist es nicht, denn die Yad-Vashem-Datenbank weist nicht einen einzigen Berchinger aus, der dem Holocaust zum Opfer gefallen wäre. So endete das, was 1298 als Massenmord an 36 unschuldigen Männern, Frauen und Kindern begann, wenigstens nicht in einer noch viel schlimmeren Gräueltat.

Gleichwohl sollten wir Berchinger „*unsere Juden*“ nicht vergessen. Als sogenannte Kryptojuden haben sie im 17. Jahrhundert Großes geleistet und dafür gesorgt, dass die darbenende Stadt nach den Rückschlägen der Religionskriege und dem völligen Zusammenbruch im Jahr 1634 durch Beziehungen zum internationalen Viehhandel wieder rasch auf die Beine kam. Das ist ein Novum in der Geschichte Berchings!

Sicher: Nicht alle Einzelheiten wurden geklärt und auch nicht alle Quellen gesichtet.¹⁴⁷ Dennoch sind wir uns sicher, wenigstens in der Quintessenz das Schicksal der Berchinger Juden im Wandel der Zeiten erfasst und nachgezeichnet zu haben.

Durch Abgleich der topografischen und baulichen Gegebenheiten Berchings mit historischen Bildquellen, den Kirchenbüchern und dem Häuserbuch der Stadt war es möglich, den Sitz der ersten Judengemeinde zu verorten und Aussagen über die Lage der einstigen Synagoge zu treffen. Stand die Synagoge am heutigen Dr.-Grabmann-Platz, so lag das jüdische Ritualbad in der Nähe, zwischen Badturm (Name!) und dem Ufer der Sulz. Speziell die Mikwe der Berchinger Juden dürfte noch heute in Teilen einer Exploration und Erforschung zugänglich sein, da sie tief im Boden liegt - in einem unbebauten Areal, das zum großen Teil der Gemeinde Berching gehört. Einer Stadt Erfurt hat die Ergrabung und museale Aufbereitung einer Mikwe am Ufer der Gera die Aufnahme ins UNESCO-Welterbe eingebracht, in Berching steht jedoch – besonders nach den schlechten Erfahrungen des letzten Jahrzehnts – zu befürchten, dass in der Sulzaue bald alles verloren ist. Denn dort, wo die Mikwe einst stand, soll in Bälde der Neubau einer Schule erfolgen! Folgende Überprojektion zeigt, wie sich Mikwen-Areal und Schulneubau tangieren, ja sogar gering überschneiden.



¹⁴⁷ Wahrscheinlich ist im Stadtarchiv über die eine oder andere kryptojüdische Familie Berchings noch Material vorhanden; dennoch erwarten wir hier nur schmückendes Beiwerk.

Wir haben diese Arbeit vornehmlich geschrieben, um über Hintergründe aufzuklären, Hinweise auf Judenfamilien und Judenbauten zu geben und vor allem die Problematik der Mikwe öffentlich zu machen.

Hoffen wir nun auf das Einsehen der Entscheider – und wünschen wir ihnen eine glückliche Hand!

Der Erhalt jüdischen Kulturerbes ist äußerst wichtig - besonders in einer Zeit, in der der Antisemitismus wieder keimt!

Die Stadt Berching sollte sich in diesem Zusammenhang wahrlich nicht mit Schmach bedecken!

Dass diese Arbeit am Ende zu einer Hommage unseres eigenen **Reitermetzgerhauses** in der Berchinger Vorstadt und seines Erstbesitzers **Wolf Freisinger** wurde, hat uns besonders gefreut. Schließlich haben wir uns schon vor geraumer Zeit bemüht, die Spuren des barocken Kryptojudentums in unserem Anwesen, den Abgang einer Privatmikwe und die Blutrinne eines Schächtmetzgers, zu konservieren und der Nachwelt zu erhalten.

Beides könnte problemlos mit einer ergrabenen Gemeinschaftsmikwe an der Sulz, mit der Synagoge am Dr.-Grabmann-Platz, mit der Judenpforte in der Stadtmauer und mit dem ehemaligen Viehmarkt vor dem Krapfentor in eine öffentliche Präsentation **jüdischer Geschichte in Berching** integriert werden. Man muss nur wollen!

Dazu: הצלחה וברכה - hazlacha uwracha - Erfolg und Segen!

Berching, den 12. Februar 2024

Dr. Werner Robl



Das Areal des Berchinger Juden-Bades im Januar 2024.